1848

Ottokar Weber

... und Geisteswelt.

... Sammlung
...wiss... ...ständlicher Darstellungen aus allen
...ieten des Wissens.

... de... ...130—160 Seiten in farbigem Umschlag
... Pf.

Gesch... ... geliefert.

...s W... ...eln käuflich.

Die ... ...en Bedürfnis
bil... ...erhaltender
...re e... ...n in sich abge-
...jene... ...gen kleinerer
...iger... ...d damit eine
...re, ...nen kann.
Ein... ...ng des Stoffes
auf ... ... Mitwirkung
...sehe... ...et. So wird
Lekt... ...d dauernden
...en ...
Wie... ...en Zweck der
...mmlun... ...reises sorg-
...ltigste... ...hrung bei-
gegeben... ... Zeichnung
versehe... ...nd.

Es ...

Philo... ...hysiologie,

Gesundheitslehre und ...

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold in München. Geh. *M.* 1.—, geschmackvoll geb. *M.* 1.25.

Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohlbegründeter Weise.

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. Rehmke. Geh. *M.* 1.—, geschmackvoll geb. *M.* 1.25.

Eine der wichtigsten wissenschaftlichen Fragen ist die Seelenfrage, welche in diesem Bändchen eingehend behandelt wird.

Deutschland. Von Prof. Dr
—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.
der deutschen Philosophie der Gegen-
ismus, Naturalismus und Idealis-
tes).

eine Bedeutung für Leib und
en Zustande. Von Prof. Dr
M 1.—, geschmackv. geb. *M* 1.25
e werden die Bedeutung der nervösen
keit und das Seelenleben allgemein-

on Dr. Jos. Clem. Kreibig in
M 1.—, geschmackv. geb. *M* 1.25.
Bedeutung, Anzahl, Benennung und
Weise.

Dr. Theobald Ziegler. Geh.
geb. *M* 1.25.
Fragen der Volkserziehung in praktischer, allge-
sittlich-sozialem Geiste.

ihre Verbreitung, Ursache, Ver-
ung. Gemeinfaßlich dargestellt für die Ge-
bildeten aller Stände vom Oberstabsarzt Dr. Schumburg. Mit
zahlr. Abb. Geh. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.
Verbreitet sich über das Wesen und die Ursache der Tuberkulose und
entwickelt daraus die Bekämpfung derselben.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel, Badearzt in Gräfenberg. Geh. *M* 1.—, geschmackv. geb. *M* 1.25.
Gewährt dem Laien in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus Einsicht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. H. Sachs. Mit 37 Abbildungen. Geh. *M* 1.—, geschmackv. geb. *M* 1.25.
Lehrt die Einrichtung und Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers kennen und sie als Glieder eines einheitlichen Ganzen verstehen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. Mit 19 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln. Geh. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.
Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge gehalten von Prof. Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Geh. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.
Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre und die wichtigsten „Volksnahrungsmittel“.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Prof. Dr. H. Buchner. 2. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. Gruber. Mit zahlr. Abb. i. T. Geh. M. 1.—, geschmackv. geb. M. 1.25.

Unterrichtet in klarer und überaus fesselnder Darstellung über alle wichtigen Fragen der Hygiene.

Naturwissenschaften und Technik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Felix Auerbach. Mit Abbildungen. Geh. M. 1.—, geschmackv. geb. M. 1.25.

Der Autor stellt eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der Begriffe dar, die in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielen.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse in Tübingen. M. zahlr. Abb. Geh. M. 1.—, geschmackv. geb. M. 1.25.

Die große Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, die Abstammungslehre, welche einen so ungemein befruchtenden Einfluß auf die sog. beschreibenden Naturwissenschaften geübt hat, wird in diesem Schriftchen in kurzer, gemeinverständlicher Weise für weitere Kreise dargelegt.

Mikroskope. Von Dr. W. Scheffer. Mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1.25.

Zweck des Büchleins ist, bei weiteren Kreisen Interesse und Verständnis für das Mikroskop zu erwecken.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. 2. Aufl. Mit 103 Abbild. im Text. Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1.25.

Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein.

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Bauinspektor Curt Merckel. Mit zahlr. Abbild. Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1.25.

Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Privatdozent Dr. Giesenhagen in München. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1.25.

Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. L. Graetz. Mit 113 Abbildungen. Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1.25.

Führt von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben.

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbild. i. T. Geh. M. 1.—, geschmackv. geb. M. 1.25.

Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung.

Aus Natur und Geisteswelt.
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens
53. Bändchen.

Prager Hochschulvorträge, Band 1.

1848.

Sechs Vorträge von

Dr. Ottocar Weber,
o. ö. Professor an der deutschen Universität Prag.



Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1904.

Meiner lieben Frau

gewidmet.

Vorwort.

Die nachfolgenden sechs Vorträge habe ich im November und Dezember 1902 in Prag und Teplitz gehalten. Mit Genugtuung kann ich feststellen, daß sie mein Auditorium nicht gleichgültig gelassen haben, sie fanden Beifall und Widerspruch. Letzteren von sozialdemokratischer und ultrakonservativer Seite. Gerade dieser Umstand hat mich veranlaßt, sie der Veröffentlichung zuzuführen. Zu diesem Zwecke mußte manches verändert, ergänzt werden. Das wurde schon deshalb nötig, da seit jenen Wintermonaten eine Reihe von neuen Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1848 erschienen sind. Von Adolf Pichler, Adam Wolf (die mich die große Gefälligkeit des Redakteurs der „Deutschen Arbeit", Professor Hauffen, noch im Manuskript benutzen ließ), Helfert, Zwiedineck-Südenhorst (Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlaments, Cotta 1903) bis herab — zeitlich gemeint — zum Feuilleton Professor Wertheimers über die Flucht Kaiser Ferdinands nach Innsbruck in der Neuen freien Presse vom 20. Juli d. J. So konnte ich dem Gesamtbilde jenes Jahres manche neue Einzelheit hinzufügen; noch mehr war es mir aber darum zu tun gewesen, die Ursachen und Zusammenhänge der Revolution, die Entwicklung der einzelnen Phasen mit kühlem kritischem Blick — fernab von jeder vorgefaßten politischen Meinung — zu verfolgen, die Gegensätze von Rechts und Links abzuwägen, ihre Fehler zu erklären. Auch in der Buchform werden die Vorträge hüben und drüben Anstoß erregen: ich glaube meine Urteile als ruhig erwogene vertreten zu können.

Bohumilitz-Skalitz in Böhmen,

8. August 1903.

Ottocar Weber.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

I. Die Pariser Februarrevolution.

Während alle früheren Revolutionen zunächst einen eng begrenzten lokalen Charakter tragen, selbst die große französische Bewegung am Ende des 18. Jahrhunderts erst spät über die Grenzen Frankreichs hinausgegriffen hat, finden wir bei den Ereignissen des Jahres 1848 ein rasches Übergreifen von Land zu Land. Von Sizilien und Neapel geht die Revolution im Sturmschritte auf Frankreich über, von da erfaßt sie ganz Deutschland, Österreich, Preußen, Italien, und selbst in ferneren Reichen, wo es zu keinem elementaren Ausbruche kam — wie in Spanien, Irland, Schweden, Griechenland — bemerken wir ihren Einfluß. Einer solchen allgemeinen Erhebung müssen allgemeine Ursachen zugrunde liegen, denen hier nachgegangen werden soll.

Nach den gewaltigen Erschütterungen, denen Europa unter Napoleon I. ausgesetzt gewesen ist, trat eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe ein; an die Stelle großer Konflagrationen traten lokale kleine Feuer. Von 1815 an bis 1848 haben wir keinen europäischen Krieg zu verzeichnen, dagegen treffen wir in allen Teilen der Welt nationale Regungen. Im Napoleonischen Zeitalter war zum erstenmal die Bedeutung der nationalen Kraft aufgedeckt worden. Der Widerstand des spanischen, des russischen, des deutschen Volkes hat einen ungeahnten, neuen Faktor in die politische Rechnung jener Zeiten eingestellt. Und in Frankreich selbst verlor der Korse gewiß nur deshalb so rasch seinen Anhang, weil er niemals als National-Franzose gehandelt hat und dies unbewußt vom französischen Volke gefühlt ward. Dieses Erwachen der Volksseele pflanzte sich mit großer Schnelligkeit fort: wir finden in Italien eine immer stärker werdende Rührigkeit, die Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft durchzuführen; in heftigem Kampfe lösen sich die Griechen von

der Türkei los, in Walachei, Serbien, Albanien treffen wir auf ähnliche Bestrebungen; Belgien trennt sich 1830 vom stammesfremden Holland; die südamerikanischen Kolonien, obwohl den Spaniern verwandt, erringen ihre Unabhängigkeit; die Polen erliegen im gleichen Kampfe gegen die ebenfalls verwandten Russen; in Österreich rühren sich Slawen, Magyaren und Italiener gleichfalls zu größerem Geltendmachen ihrer Nationalität. Wir sehen darin das nationale Moment der allgemeinen Unzufriedenheit vor 1848. Wir erblicken ein weiteres, bürgerlich-politisches, das vor allem die deutschen und österreichischen Länder beherrscht. Hier haben die Bürger, Studenten, Handwerker mitgearbeitet an dem Riesenwerk der Befreiung von Napoleon; sie brachten in die neugeordneten Verhältnisse das Gefühl der eignen Wichtigkeit mit, das Gefühl des durch wirkliche Leistungen erweckten Wertes, und statt hier nun entsprechende Betätigung zu finden, wurden sie immer weiter in den Hintergrund gedrückt, zuerst sanft und leise, dann immer brutaler. Die Geister, die man an den Höfen gerufen hatte, wollte man jetzt um jeden Preis los werden, selbst um den Preis der schreiendsten Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Freilich muß man da auch versuchen sich in die Lage der Monarchen wie Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm, der Staatsmänner wie Metternich zurückzudenken. Sie hatten Sorgen und Gefahren, die trübsten und schwersten Stunden durchgemacht, war es da unbegreiflich, daß nach der Rettung sie nur e i n Gefühl beherrschte: der Wunsch nach Ruhe, nach Aufrechterhaltung des Geretteten, nach Schutz gegen jeden Angriff von innen und außen? Dazu dienten die mannigfachen Kongresse in jener Zeit nach 1815, die alle auswärtigen Fragen friedlich lösen wollten und zugleich die inneren Zustände in Deutschland und Österreich polizeilich überwachen sollten. Da mußte bald jede Äußerung politischer Regsamkeit oder stärkerer nationaler Empfindung, jede etwas lautere Regung einer bestimmten Gesellschaftsklasse (Wartburgfest — Hambacher Fest) als ein bedrohliches Attentat auf die gewonnene Ruhe erscheinen, das mit aller Energie zurückgewiesen werden müßte. Und ängstlich verwehrte man, wenigstens in Österreich und Preußen, den Untertanen die Möglichkeit mitzuarbeiten an der Regierung und Verwaltung, solche schweren Künste den zünftigen Männern vorbehaltend, dem dazu geborenen Adel und dem dazu erzogenen Beamtenstande. Naturgemäß mußte dann

auch jede Möglichkeit der Kritik in Rede und Druck hintangehalten werden.

Der Prinz von Preußen — späterer König und Kaiser Wilhelm — hat einmal geäußert: „Hätte die Nation anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?"

Auch die romanischen Länder empfinden Ähnliches. In Italien ist der Bürgerstand von den verschiedenartigen Formen staatlichen Lebens völlig ausgeschlossen, und noch mehr, er erscheint ganz rechtlos, da Regierungen wie die Ferdinands von Neapel überhaupt sich mit solchen Kleinigkeiten wie Gesetze nicht abgaben.

In Frankreich war die Konstitution von 1830 wohl am Leben geblieben, aber sie war beschnitten worden und gegenüber der ungeheuren zentralistischen Macht, die Napoleon in seinem Beamtenstaate dort geschaffen und seinen Nachfolgern vererbt hatte, von geringer Bedeutung. Wozu noch kam, daß der Beamtenstand nichts weniger als mustergültig und von persönlichen Rücksichten geleitet war.

Als drittes Moment erfassen wir das soziale.

Eine ungeheure Denkarbeit ist damals in den Jahrzehnten zwischen Napoleons Sturz und dem Jahre 1848 verrichtet worden von Männern der technischen und Geisteswissenschaften. Bunt durcheinander mögen einige der wichtigsten Kulturfortschritte und Erfindungen jener Zeit hier aufgezählt werden. Seit 1814 gibt es brauchbare Nähmaschinen; 1822 richtet Roberts die mechanischen Webstühle ein; von 1816 an gibt es Gasbeleuchtung in Deutschland; 1820 ist die Daguerreotypie bekannt; 1839 wird sie von der Photographie abgelöst. Flachsspinnmaschinen werden aufgestellt; 1833 beginnt der elektrische Telegraph zu spielen; Papier wird durch Maschinen erzeugt; 1825 sieht die Stearinkerzen und die Stahlfedern, das nächste Jahr wird die Erfindung des Österreichers Ressel, die Schiffsschraube, verwerten; die Eisenbahnen in England seit 1829, in Deutschland seit 1838 umspannen die Erde mit eisernem Gürtel, die Begriffe fern und nahe auf den Kopf stellend; aber vorher war die Draisine von dem deutschen Barone Drais eingeführt

worden. 1832 ist das Geburtsjahr der Lefaucheux-Gewehre, der Hinterlader, zugleich der Jutespinnereien, der Phosphorstreichhölzer; 1834 werden die ersten feuersicheren Schränke eingeführt, ebenso die Schiffchennähmaschinen; 1837 werden die Anilinfarben durch Runge praktisch verwertet; 1839 wird das Einheitsporto für Briefe eingeführt. In der Kunst sehen wir den Stahlstich heranblühen. In der Staatswirtschaft finden wir das Eingreifen des Staates zur Unterstützung des Unternehmungsgeistes durch die von der preußischen Regierung geleistete Zinsengarantie für Eisenbahnen. Jetzt erst sammeln sich Gruppen von Geldgebern, um mit vereinten Kräften zu schaffen und zu verdienen, Aktiengesellschaften, Banken werden gegründet; die Arbeitsverhältnisse werden vollständig verändert; an die Stelle des allein arbeitenden Menschen tritt die Maschine, der Arbeiter muß seine Arbeit umbilden.

Große Vermögen werden gesammelt durch Massenverwertung der von Dampfschiffen und Eisenbahnen rasch und billig herbeigeschafften Rohmaterialien, die Lohnverhältnisse, aber auch die Lebensmittel-, die Wohnungspreise ändern sich: der Arbeiter muß auch seine Lebensführung ändern. Unterstützt vom allgemeinen Frieden entwickeln sich die Industrie und der Handel in England und Frankreich in unerhörter Weise, Reichtum, damit die Sucht, sich das Leben zu verannehmlichen, also Luxus steigen; auch Deutschland und Österreich können einigermaßen folgen. England wird so reich und stark, daß es keinen Schutzzoll mehr braucht und zum Freihandel übergeht. In den Massen der Arbeiterschaft, die diese großen Vermögen verdienen hilft, beginnt es langsam aufzudämmern, daß sie bis jetzt ganz wehrlos dem mehr oder minder eigennützigen Ausbeutungssysteme der Unternehmer ausgeliefert seien und daß sie Anspruch auf Besserung ihres Loses hätten. Das kann in zweierlei Art geschehen: in der Vermehrung des Lohnes und in der Verminderung der Arbeitszeit. Aber der einzelne ist mit solchen Forderungen ohnmächtig, ja selbst die Arbeiterschaft einer einzigen Fabrik kann nicht viel ausrichten: eine allgemeine Organisation muß da alle Arbeiter zu gemeinsamem Kampfe umspannen. Das geschah nun in England durch die Trades-Unions; die ganze demokratische Richtung des Landes äußerte sich in der großen Chartistenbewegung der dreißiger und vierziger Jahre. Und da England ein öffentliches, politisches Leben hatte durch sein

Parlament, seine Presse, seine Vereine, erkannte man frühzeitig die Bedeutung dieser Bewegung und kam ihr durch eine soziale Gesetzgebung einigermaßen entgegen. Das ist nun die Ursache, warum die aufgespeicherte soziale Kraft in England ein Ventil fand, um unschädlich abzubrausen, und weil in Frankreich, in Deutschland, in Österreich die Regierungen nicht so einsichtig waren und lediglich auf dem Standpunkte der Unternehmer stehen blieben, darum hat die 1848er Revolution in den Arbeitern dieser drei Länder so außerordentlich bedeutsame Bundesgenossen gefunden, denen damals nur die Leitung und Verbindung fehlte, um von entscheidendem Einfluß zu werden. Mehrere Dinge gehören zusammen, um die Menschen zum Abschütteln eines Joches, zur gewaltsamen Veränderung des Bestehenden zu veranlassen: sie müssen zum Bewußtsein dessen kommen, daß ihre Lage eine schlechte, eine verbesserungsfähige ist, daß man von oben sie nicht verbessern will, und sie müssen das Beispiel sehen, daß man sie ändern kann, es muß ein Anstoß von außen gegeben werden zur gewalttätigen Änderung.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wuchsen diese Gefühle einer unerträglichen Lage turmhoch empor. Trotz allen Druckes der Zensur war es doch immer möglich durch Vermittlung des Auslandes den Regierungen die Wahrheit zu sagen; so sehr man die Kritik der heimischen Verhältnisse scheute und hinderte, so sehr war man anderseits mit einer gewissen Schadenfreude geneigt, den Hinweis darauf zu gestatten, daß beim Nachbarn auch nicht alles herrlich eingerichtet sei. In Italien äußerte sich diese wachsende Opposition in geheimen Gesellschaften, die das Land gleich einem Netze überzogen, und die in der Mißwirtschaft in Unteritalien, im Kirchenstaate, im Parmesanischen die reichste Nahrung erhielten. In Frankreich gab die Konstitution doch einigermaßen Gelegenheit sich in Rednerkämpfen zu üben und die Öffentlichkeit zum Zeugen der schlechten Regierung aufzurufen; auch lastete hier kein so schwerer Druck auf dem Vereinsleben und auf der Presse wie jenseits des Rheins. Hier nun blühten Autokratie und Polizeiherrschaft auf das üppigste.

In Preußen war mit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelms IV. vieles anders, manches auch besser geworden. Die schrecklichen Verfolgungen gegen alle, die sich zugunsten freiheitlicher Einrichtungen gerührt hatten, hörten auf.

Vielen tüchtigen Männern — man denke nur an Fritz Reuter — wurde die Freiheit und die Möglichkeit sich zu betätigen wiedergegeben. Männer, die bisher in tiefer Ungnade gelebt hatten, kamen wieder zu Ansehen; der Turnvater Jahn konnte einen heiteren Lebensabend beginnen, seine großartige Schöpfung, die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes — zunächst ursprünglich gegen die Franzosen — durch die Turnkunst blühte aufs neue auf. Körperliche Übungen, Gesang, aber auch die Wissenschaft vereinte deutsche Männer innerhalb der deutschen Gaue, und bei solchen Gelegenheiten regte sich wohl manch schlummernder Wunsch und ermutigt durch gleiche Gesinnung ringsum, beflügelt durch die Feststimmung des Augenblicks trat es zutage, was man erhoffte: Freiheit des Wortes, Freiheit der Vereinigung, Freiheit der Presse, Anteilnahme des ganzen Volkes an der Regierung und Verwaltung, engere und bessere Verbindung der deutschen Staaten untereinander im Rahmen eines einigen Deutschlands — das „Wie" des letzteren Gedankens den meisten wohl recht unklar. In Preußen fanden diese Wünsche ein unsicheres Echo; Friedrich Wilhelm IV., schwankend und impulsiv, von den verschiedensten Persönlichkeiten beeinflußt, ohne sich irgend einer Person und Richtung ganz anzuschließen, blieb nur in einem fest: keine Verfassung zuzulassen nach Art der englischen, der französischen, kein beschriebenes Blatt Papier zwischen sich und sein Volk treten zu lassen, wie er einst in einer seiner bilderreichen Reden gesagt hat.

Dabei ragte aber Preußen vor allen andern Staaten hervor durch musterhafte Verwaltung, eine gesunde Steuer- und Finanzpolitik, volkstümliches Heerwesen.

Lange nicht so glücklich war es in den kleineren deutschen Staaten bestellt. Da sind zunächst die süddeutschen zu verzeichnen, in denen sehr zum Unbehagen der Metternich und Genossen durch Verfassungen doch eine lebhaftere Berührung zwischen Fürst und Volk eingetreten war; allerdings eine stark zurückgedämmte, bei der die Volksvertretung sehr oft die Rolle des Chors in der antiken Tragödie spielt, der wohl dreinreden darf, aber nicht handelt. Widerstrebende Regenten, auf gehorsame, nichts weniger als volksfreundliche Minister gestützt, haben da ihren Untertanen oft kaum mehr als den Schein der Mitwirkung gegeben, vielfach nur in einer Art Trotz gegen die großen Mächte Preußen und Österreich und um sich gegen dieselben einer billigen

Ausrede nötigenfalls bedienen zu können: ihre Völker wollten dies und jenes nicht. Das hat diese Fürsten durchaus nicht gehindert, den reaktionären Beschlüssen jener Großmächte in Karlsbad und Wien lebhaft zuzustimmen und sich gerade gegenüber etwas vordringlich geäußerten Wünschen der Volksvertreter auf ihre eigentümliche Stellung als Mitglieder des Deutschen Bundes zu berufen, der in seinen sorgfältig ausgeklügelten Satzungen nicht durch Landesgesetze beeinträchtigt werden dürfe. So sank diese ganze Verfassung sehr oft zur Komödie herab, bei der die mitratenden Untertanen nichts andres waren als freiwillige Statisten.

Am besten stand es in dieser Beziehung noch im Großherzogtum Baden. Großherzog Leopold I., der die neue von einer Freiin von Geiersberg — späteren Gräfin von Hochberg — abstammende sogenannte unechte Linie der badischen Fürsten begründete, war seinem ganzen Charakter nach ein Mann voll Wohlwollen und Herzensgüte, der überdies die Empfindung haben mochte, seine Abstammung dränge ihn auf ein engeres Verhältnis mit dem Volke. Hier waren die Abgeordneten am freiesten, hier ist zuerst ein freisinniges Preßgesetz geschaffen worden, hier ist auch zuerst — Dezember 1846 — ein Minister ans Ruder gekommen, Bekk, der stark von seinen Genossen im übrigen Deutschland abstach. In der relativen Freiheit der Gedankenbewegung konnten Männer emporkommen, die dann den großen 48er Ereignissen mit Rat und Tat zu Nutzen waren, wie Bassermann, Mathy, Soiron. Freilich haben dieses Wohlwollen und die Nachsicht des Großherzogs in Baden auch eine Partei emporkommen lassen, die der deutschen Bewegung sich wie ein Bleigewicht anhing und sie tief geschädigt hat: die radikale, republikanische, mit Vertretern wie Struve, Hecker, Heinzen. Die Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz, wo zahlreiche polnische, italienische Flüchtlinge lebten, wo der Republikanismus überhaupt offen und kühn sein Haupt erheben durfte, bot ein starkes Kontagium dar, das leicht immer über die badische Grenze geschafft werden konnte.

In Württemberg herrschte weit über ein Menschenalter (1816—64) König Wilhelm, derselbe, der als Kronprinz auf dem Wiener Kongreß durch seinen Geist und seine deutsche Gesinnung vor andern Standesgenossen weit hervorgeragt hatte. Auch als Fürst hat er diese Eigenschaften bewährt, dabei sich

aber mit einem selten harten Schwabenschädel ausgestattet gezeigt. Da seine Untertanen, die alten und die seit 1815 hinzugekommenen neuen, sich ihm in letzterem ziemlich ebenbürtig bewiesen haben, so sind dort viele Funken gesprüht, und gewaltig krachten die Anschauungen aneinander: die Zeche zahlte dabei meist die Verfassung. Der Mannesmut eines Uhland, der in kräftigen Versen sein Sehnen und Fürchten ausströmte, die hohe Klugheit eines Paul Pfizer, der einer der ersten über die beschränkenden Landesgrenzen hinüberschaute und in Preußen den künftigen Führer der deutschen Einheit vorausahnte, konnten nichts ausrichten gegen das bornierte Regierungssystem der Minister Schlayer und Maucler.

Auch in Bayern saß ein Fürst auf dem Throne, der sich stolz als Deutscher bekannt hatte, der in großartigen Denkmalen, wie Walhalla und Kehlheimer Befreiungshalle, das Gemeinsame der verschiedenen deutschen Länder verherrlicht hat, der in seinem München ein Zentrum deutscher Kunst und Wissenschaft schaffen und den Zauber klassischer Größe aus dem alten Griechenland auf bayrischen Boden überpflanzen wollte, der hehre und wichtige Gedanken leider in durchaus ungefüger Sprache auszudrücken liebte — der Dichter des Partizipiums — der dabei aber durchaus nicht auf die reale Grundlage seiner Regierung vergaß: die bayrischen Verhältnisse unter Ludwig I. bilden ein Mittelding zwischen den badischen und württembergischen. Frühzeitig wirkte aber hier erschwerend der Gegensatz zwischen Katholiken und Nichtkatholiken ein. Außerdem haben alle diese süddeutschen Staaten damals mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, dadurch daß zu stammesalten Gebieten durch den Napoleonischen Umsturz zahlreiche neue hinzugekommen waren, die früher unter Bischöfen, unter kleinen Standesherren gestanden oder freies reichsstädtisches Gebiet gewesen und nur schwer mit den andern sich zu einem neuen Verwaltungskörper zusammenschweißen ließen.

Grund zur Unzufriedenheit gab's denn auch in Bayern genug; besonders die künstlerischen, sehr kostspieligen Bestrebungen des Königs fanden oft scharfe Beurteilung von seiten des nüchtern denkenden Volkes. Diese persönliche Kritik fand heftige und begründete Nahrung durch das Erscheinen der schönen Tänzerin Lola Montez, die das entzündliche Herz des alten Königs sofort in Fesseln schlug und nun in ziemlich schamloser

Weise ihre bevorrechtete Stellung ausbeutete. Lola wurde der politische Pol im Lande, von Ultramontanen und Lolamontanen sprach man, die akademische Jugend wie das nüchterne Alter der Münchner Bierphilister mischten sich hinein, es kam zu Straßenszenen, die mit dem Treiben der Revolution im übrigen Deutschland kaum mehr als in zeitlichem Zusammenhange standen und am 20. März 1848 zur Abdankung des hochbegabten Fürsten führten.

In Hessen-Darmstadt, das den Übergang von Süd- zu Norddeutschland bildet, finden wir gleichfalls typische Verhältnisse: eine Verfassung, die mit Sorgfalt, nötigenfalls mit sanfter Gewalt eingeengt wird, neben dem an und für sich gar nicht schlimmen Großherzog Ludwig einen sehr brauchbaren und bequemen Minister von Dalwigk, der oft großherzoglicher war als sein Fürst, und eine tüchtige Kammeropposition unter der Führung des bedeutenden Heinrich von Gagern, die in zäher Ausdauer auf eine bessere Zukunft wartete.

In Kurhessen versuchte Friedrich Wilhelm, zuerst als Regent, dann seit 1847 als Kurfürst, zu erproben, wie weit die Geduld des deutschen Michels reiche, und machte da, bei Unterstützung zuerst Hassenpflugs, dann Scheffers, merkwürdige, seine Anmaßung sehr rechtfertigende Erfahrungen. Verfassungsurkunden, soweit sie überhaupt vorhanden waren, bildeten in den norddeutschen Staaten meist nur eine freundliche Erinnerung an eine momentane Nachgiebigkeit der Fürsten und eine unsichere Hoffnung auf günstigere Zeiten, ohne besonderen Wert für die Gegenwart zu haben. Wenig ist darum von diesen Ländern zu berichten, wenn sie sich nicht durch besondere Untüchtigkeit oder Gewaltsamkeit ihrer Regenten auszeichneten, wie die welfischen Lande, wo in Braunschweig Herzog Karl 1830 davongejagt worden war, um seinem nicht viel besseren Bruder Wilhelm Platz zu machen, wo in Hannover König Ernst August 1837 einen flammenden Protest von sieben deutschen Professoren aus Göttingen gegen seinen Verfassungsbruch herausforderte, der allenthalben in deutschen Landen mächtigen Eindruck hervorrief.

In Mecklenburg haben die besonderen Leiden der Bauernschaft eine ergreifende Schilderung gefunden in Reuters „Kein Hüsung".

In Sachsen hatte man die Rechte der alten Stände — ebenso wie es in Preußen geschah — zuerst mit Sorgfalt ge-

schont, dann sie 1831 durch eine Verfassung verändert; aber auch hier war trotz der trefflichen Eigenschaften des Königs Friedrich August die Anhänglichkeit an das Alte stärker, als die Neigung zu modernen Änderungen; auf den Minister von Lindenau folgte bald Herr von Falkenstein, der das zwischen Preußen und Österreich eingeschnürte Land ganz im Sinne dieser Staaten regierte und mit schlechtverhehltem Mißvergnügen den starken geistigen Aufschwung der Stadt Leipzig, das starke materielle Vorwärtsschreiten des Landes überhaupt ansah, durch welche bürgerliche und soziale Forderungen schärfster Natur emporkeimten, beide repräsentiert durch Männer, wie Professor Biedermann und Robert Blum. Noch eins kam in Sachsen hinzu, die Entfremdung des katholischen Königshauses und der protestantischen Untertanen durch diese konfessionelle Verschiedenheit.

Von den andern sächsischen Fürstentümern wäre höchstens noch Weimar zu nennen, das unter der Regierung Karl Friedrichs und seiner hochbedeutsamen Gemahlin, Marie Paulowna von Rußland, noch von dem Glanze der eben hingeschwundenen Goethezeit zehrte, die eine universalhistorische Richtung in das Getreibe des kleinen Ländchens hineingebracht hatte.

Alle diese größeren und kleinen Staaten waren nun mit Preußen und einem großen Teile von Österreich vereint in dem Deutschen Bunde, einer lendenlahmen Verlegenheitsschöpfung des Wiener Kongresses, der das alte römisch-deutsche Reich nicht mehr herstellen konnte und ein neues großes deutsches Reich nicht herstellen wollte. Ein Staatengefüge war entstanden, das notdürftig alle Gegensätze zwischen Österreich und Preußen einerseits, zwischen diesen Großmächten und den deutschen Kleinstaaten anderseits verdeckte und bald zeigte, daß es zu wirklicher Tätigkeit ganz unfähig sei. Der altererbte deutsche Partikularismus hat hier in dieser anscheinenden Vereinigung gerade seinen schärfsten Ausdruck gefunden, im Gegensatz zwischen Groß und Klein, Nord und Süd, Österreichisch und Preußisch. Die hergesandten Diplomaten fanden sich bald mit ungewöhnlichem Geschick in ihre lächerliche Rolle: diplomatische Spießbürger zu spielen und mit großem Ernst und viel Wichtigkeit nichts zu machen. Alle Tätigkeit dieser erlauchten Körperschaft hat fast ausschließlich nur zur Knebelung des Fortschritts und der Freiheit gedient; gegen die Freiheit der Presse, gegen die unbeschränkte Lehre und das ungebundene Leben auf den Universitäten, gegen

die freie Meinungsäußerung in den bestehenden Verfassungskörpern sind in Frankfurt a. M. Beschlüsse gefaßt oder anderwärts gefaßte Beschlüsse bestätigt worden; die Verfolgungen gegen deutsche Patrioten haben hier Unterstützung gefunden; fragt man aber um positive Leistungen zugunsten geistiger und materieller Größe des Bundes, so kommt man über bandwurmgleiche Beratungen und Kommissionen nicht hinaus, in denen kleindeutsche Eifersucht ihre schönsten Blüten zeitigte.

Weit über diese verschiedenen deutschen Staatswesen ragt das Kaisertum Österreich hinaus. Durch die eigne Größe, die in Verbindung mit vielen Millionen nichtdeutscher Völker eine gewaltige europäische Großmacht bildete, durch die historische Überlieferung, die den Habsburgern seit Jahrhunderten einen Vorrang in Mitteleuropa zugebilligt hat, endlich durch die geistige Überlegenheit und geschickt ausgenützte Stellung seines ersten Staatsmannes, des Fürsten Metternich, nimmt Österreich auch im Deutschen Bunde unbestritten den ersten Platz ein. Gerade weil seine Zustände die unerträglichsten geworden, seine Abwehr gegen die neuen Ideen die trotzigste, ist die mitteleuropäische Revolution hier in Wien ausgebrochen, anfeuernd und vielfach vorbildlich auf die deutschen Ereignisse einwirkend. Solche Gründe mögen darum eine ausführlichere Schilderung dieser Verhältnisse rechtfertigen.

Bis 1835 regiert Kaiser Franz I., ein Mann, dessen Charakterbild, wie selten eins in der Geschichte, von der Parteien Haß und Gunst entstellt wird, besonders unter dem Einflusse der Treitschkeschen Geschichtschreibung; als dessen hervorragendste Eigenschaften Pflichttreue und ernste Auffassung seiner Stellung zu rühmen sind, der aber gerade unter den Fehlern seiner Tugenden litt. Seine Pflichttreue verführte ihn, sich um Dinge zu kümmern, die ganz außerhalb des Bereiches seiner Wirksamkeit fielen, die jeder Hofrat besser hätte besorgen können. Wenn wir hören, daß das Urlaubsgesuch eines Archivbeamten, der nach Italien reisen wollte, seiner Begutachtung und besonderen Genehmigung vorbehalten blieb, so gibt uns das ein Beispiel, einen Begriff von der ungeheuren Arbeitslast, die er sich freiwillig aufgebürdet hat. Daß der betreffende Beamte Franz Grillparzer hieß, tut nichts zur Sache. Und nicht nur im schriftlichen Verkehre mit seinen Untertanen wollte er auf diese Weise bleiben, auch mündlich hat er ihn gepflegt

durch zahllose Audienzen, die er erteilte, und bei denen er durch sein leutseliges Auftreten, sein gemütliches Gehaben, seinen wienerischen Dialekt oft eine Fülle von Hoffnungen weckte, die er dann nicht erfüllen wollte und konnte, eine bittere Enttäuschung in den Herzen der Untertanen zurücklassend.

Langsam und umständlich war der Geschäftsgang in den österreichischen Ländern; bei jeder Kleinigkeit mußte z. B. der Bauer an die vorgesetzte Dominikalobrigkeit sich wenden, von der es einen Instanzenzug an das Kreisamt, die Landesregierung, die oberste Hofstelle in Wien, endlich den Kaiser selbst gab; von oben ging es denselben Gang herab, so daß unendlich viel Zeit, Geduld und auch Geld nötig war, um etwas zu erreichen und der Beschwerde oft unterwegs der Atem ausging.

Als Monarch fühlte sich Franz I. ganz der Vater seiner Völker; ein patriarchalisches Verhältnis sollte herrschen zwischen ihm und seinen Untertanen; niemand verstand es so für das Wohl derselben zu sorgen wie er, davon war er felsenfest überzeugt. Niemand sollte sich darum auch da einmischen, als höchstens seine privilegierten Ratgeber, die er befragte. Genau mußte er sich darum auch am laufenden erhalten über die Bedürfnisse und Verhältnisse des Volkes, genau mußte alles geregelt sein. Wie die Professoren nur lehren durften, was er befahl, wie er die Schulen nicht als Pflegstätten der Wissenschaft, sondern nur als Mittel zum Zwecke der Heranbildung brauchbarer Beamter ansah, so sollte auch das geistige Leben der Untertanen überhaupt behütet und bewacht werden.

Dazu diente eine vorsichtige Zensur. In den verschiedensten Arten konnte sie amtieren. Es gab Bücher, die von vornherein ganz verboten waren; solche, die nur einem ganz auserlesenen Kreise zu lesen erlaubt waren — ein Kreis, über dessen Lektüre der Kaiser aber sorgfältig Buch und Rechnung führen ließ; es gab Bücher, die wohl allgemein verkauft, aber nicht angekündigt werden durften, um dadurch einer größeren Verbreitung entzogen zu werden; es gab endlich Bücher, die, ganz harmlos, den frommen Bürgersinn nicht trüben konnten. Was überhaupt gedruckt und vervielfältigt wurde, alles verfiel der Zensur: Visitkarten, Flaschenetiketten u. a. m. Zu anscheinender gegenseitiger Kontrolle waren für jedes Buch zwei Zensoren bestimmt: was eine Sicherung für den Verfasser bedeuten sollte, wurde zur Gefahr für ihn. Wenn der erste Zensor Seiten und Zeilen

als gefährlich mit dem Rotstifte bezeichnet hatte, mußte sein Kollege, wollte er solche wieder „öffnen“, dies mit einer ausführlichen Motivierung tun. War es nun nicht menschlich begreiflich, wenn er diese undankbare Arbeit scheute und lieber, um auch seinerseits seine Tauglichkeit und Beobachtungsschärfe zu weisen, neue und unbeanstandete Stellen heraussiebte, die nun ebenfalls der Feme verfielen?

Diese Kontrolle des geistigen Lebens findet sich auf allen Gebieten der Öffentlichkeit wieder: die Polizei im weitesten Sinne des Wortes bewacht im Auftrage des Kaisers, im vermeintlichen Interesse des Staatsbürgers sein Wohl und Wehe von der Geburt bis zum Grabe, durch Verordnungen, Dekrete, Gesetze aller Art dazu legitimiert. Und da die offizielle Polizei doch nie so ganz in das Leben der Menschen eindringen konnte, so wurden Hunderte von freiwilligen Polizisten gewonnen, die ihre Mitbrüder argwöhnisch beobachteten: ein ausgebreitetes Spitzeltum vergiftete die Moral des Lebens. Eine so ungeheure Bevormundung mußte überall den Wunsch rege machen, sich derselben möglichst zu entziehen; die Vielheit der Gesetze machte die Lust lebendig, dieselben zu umgehen und durch sie durchzuschlüpfen. Ebenso, wie trotz aller Verbote Zeitschriften und Bücher den Weg über die Grenze fanden und in den Schubladen der höchsten Beamten selbst aufgestaut waren, ging es allüberall. Und wenn heute der Österreicher noch immer mit Behagen und Findigkeit seine Gesetze zu umgehen weiß und zur Pflicht des Gesetzesgehorsams dem Staate gegenüber nur langsam sich bekehren läßt, so ist die Ursache dieser Eigenschaft in jener Zeit der Vielregiererei zu suchen, wo Beamte und Beamtete darin wetteiferten, ein Remedium für die unerträgliche Bevormundung des privaten Lebens zu finden.

So steht Franz I., unermüdlich tätig und doch nichts leistend, sein Leben nur den Untertanen widmend und doch von ihnen nicht geliebt, in seinem Wandel streng moralisch und doch die öffentliche Unmoral fördernd, als ein lebendiger Widerspruch da zwischen der Weisheit einer überlebten Staatskunst und den Forderungen modernen Lebens.

Von seinen Brüdern war nur einer imstande, sich dauernd am Hofe zu halten, es war Erzherzog Ludwig; vielleicht weil er gegenüber einem Erzherzog Karl, einem Erzherzog Johann der weitaus weniger bedeutende war. Unter den Mitarbeitern

des Kaisers ragt Fürst Metternich hervor. Einem deutschen Kleinstaate entsprossen gehört er in seinem ganzen Fühlen und Denken der Zeit des 18. Jahrhunderts, der Zeit vor der französischen Revolution an, der Zeit des fröhlichen, leichtsinnigen, dabei keineswegs nur auf materielle Genüsse gerichteten Dahinlebens, von der einst ein Lebenskünstler gesagt hat: „Wer sie nicht gekannt hat, weiß nicht, was Leben heißt." Mit scharfem Verstande, nicht geringer Bildung, großer Menschenkenntnis begabt, hat es Metternich verstanden, die glücklichen Verhältnisse, die nach dem Zusammenbruche Napoleons I. für Österreich eintraten, geschickt zu benützen. Die Stellung, die er auf dem Wiener Kongresse, wo die europäische Landkarte neu gezeichnet wurde, als bevorzugter Diener des Hauswirtes einnahm, die größere Intelligenz, mit der er über Männer wie Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und ihre Minister hinausragte, er hat sie auszunützen verstanden. Auf zahlreichen Kongressen wußte er den Polizeidirektor von Europa zu spielen und die auswärtige Politik Österreichs auf gleicher Höhe der Macht zu erhalten.

Sein Blick war zu geschärft, um nicht auch die inneren Mißstände in seinem Adoptiv-Vaterlande zu erkennen; es hat ihm auch nicht an dem Willen gefehlt da einzugreifen. Aber so sehr Franz I. es liebte, Metternich die auswärtigen Angelegenheiten zu überlassen, so sehr wachte er darüber, daß in den inneren niemand ihm hineinrede, und Metternich glaubte seiner Pflicht Genüge getan zu haben, wenn er auf die Schäden hingewiesen hatte; seine Stellung durch energisches Behaupten seiner Forderungen zu erschüttern, dazu zeigte er keine Lust, und so blieben seine Reformprojekte ruhig auf dem kaiserlichen Schreibtische liegen Ähnlich erging es andern vorzüglichen Männern in der Verwaltung, wie Stahl, Saurau. Wer am leichtesten auf die Intentionen des Kaisers einging, hatte es am besten, so der oberste Beamte Graf Franz Kolowrat, der aus Prag nach Wien berufen worden war und nun durch Jahrzehnte Minister des Innern blieb. Sein Axiom war, dem Kaiser gefallen und Metternich ärgern; er und Metternich blieben die intimsten Feinde zeitlebens, und von oben herab meinte man, wie das oft schon in Österreich beliebt worden war, daß gerade die Rivalität der leitenden Männer das Wohl der Monarchie besser verbürge, als innige Übereinstimmung.

So eingelebt hatte sich nun dieses auf einem umfassenden, allmächtigen Beamtenstande, in zweiter Linie auf der Geistlichkeit, in letzter Linie erst auf der Armee beruhende System, daß auch der Tod Franz' I. nichts daran änderte. Herr blieb in Österreich der Beamte, darum auch vom Volke am meisten gehaßt — während in Preußen, wo der Beamtenstand seit Friedrich Wilhelm I. unter tüchtigen Königen zu einem ausgezeichneten Instrumente, nicht aber zum Selbstzweck herangewachsen war, sich der allgemeine Ingrimm vielmehr gegen die Armee, das Schoßkind der Hohenzollern, richtete. In Österreich genoß dieselbe keinen Abscheu, aber auch wenig Ansehen.

Auf Franz I. folgte sein ältester Sohn Ferdinand, der schon als Kind sehr kränklich gewesen war, dem man kein langes Leben in Aussicht stellen wollte, von dessen Verheiratung der Leibarzt dringend abriet, der trotzdem in glücklicher Ehe ein hohes Alter erreichte. Ein durchaus liebenswerter, würdiger Fürst, der aber durch Veranlagung und körperliches Leiden an der Entfaltung eines bestimmenden Willens gehindert wurde und darum nur zur ruhigen Erhaltung des Gegebenen, aber nicht zur Neubelebung des Staatsorganismus zu brauchen war. Erzherzog Ludwig, Metternich, Kolowrat blieben die Lenker des Reichs; nur wenig trat neben ihnen der jüngere Bruder des Kaisers, Erzherzog Franz Karl hervor, viel mehr seine geistvolle Gemahlin, Sophie von Bayern.

Dieser Staatsrat, von alternden Männern gebildet, die in fernen Zeiten wurzelten, glaubte seine Aufgabe erfüllt zu haben, wenn er das System so weiterführte, wie er es übernommen hatte. Wohl konnte Metternich sein Interesse modernen Einrichtungen widmen, wie Eisenbahnen, aber sein früherer Wunsch, zu reformieren, erlahmte am stillen Widerstande von oben, an der lächelnden Rivalität Kolowrats, an dem eignen Ruhebedürfnis des ergrauenden Mannes.

Trotz aller Vorsicht wuchs das Gefühl, daß vieles faul sei im Staate Österreich, unter Zensur und Polizei riesengroß empor.

Deutsche Zeitungen, wie Grenzboten, Augsburger Allgemeine, beschäftigten sich intensiv mit den österreichischen Verhältnissen, Literaten wie Kuranda und Schuselka widmeten ihre schriftstellerischen Talente der Kritik derselben; während diese mehr der Tagesliteratur dienten, schrieben andre darüber

Bücher, die in ganz Österreich trotz der Zensur verbreitet und verschlungen wurden. Von diesen ist jedenfalls das bedeutsamste, das am meisten Einfluß erreicht hat, das Buch von Freiherrn Andrian-Werburg: „Österreich und dessen Zukunft", zum erstenmal 1841 erschienen, in den folgenden Jahren neu aufgelegt, ein flammendes Zeugnis für die Unhaltbarkeit der österreichischen Zustände, zugleich eine scharfe Kritik über die elende Finanzlage, die denkende Untertanen mit den schwärzesten Besorgnissen vor der Zukunft erfüllte.

Unter dem Eindrucke solcher Schriften trat auch das Bürgertum der Städte zusammen, um unter möglichst einfältigem Deckmantel die Intelligenz zum Kampfe zu scharen. Vielfach mußten die gewerblichen Interessen als Vorwand dienen; die Gewerbevereine in Wien und Prag haben viel dazu beigetragen, für die allgemeine Unzufriedenheit eine Formel zu finden. Aber noch weiter ging man. Während selbst harmlose Künstler- und Literatenvereinigungen wie die „grüne Insel" in Wien, die 1846 gegründete Prager „Concordia" einer peinlichen Aufsicht von seiten der Polizeibehörde nicht entgingen, wurde zu gleicher Zeit in Wien zur großen Unzufriedenheit des Polizeiministers Sedlnitzky ein periodisch politischer Leseverein gegründet, der durch Auflegen von Zeitungen, Ankauf von Büchern, Abhaltung von Vorträgen und Versammlungen Mitglieder anlockte und bald alle intelligenten Kreise der Reichshauptstadt umfaßte. Es war das eine kleine Bosheit Kolowrats gewesen, das Zustandekommen dieses nach damaligen Begriffen höchst gefährlichen Vereins zu gestatten, mit der er den Systemträger Metternich ärgern und selbst harmlos gegen das System zu demonstrieren vermeinte.

So konnte 1845 eine scharfe Denkschrift aus diesen Kreisen der Regierung vorgelegt werden über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich, unterschrieben von nahezu hundert der bedeutendsten Männer Wiens. Aber auch die Stände der einzelnen Provinzen rührten sich aus den verschiedensten Ursachen gegen die Regierung; vor allem die böhmischen, niederösterreichischen und steirischen. Und am flachen Lande seufzte der Bauer in tiefster Abhängigkeit von der Herrschaft, die durch Zehnte und Robot jedes freiere Leben des Bauernstandes, namentlich jeden wirtschaftlichen Aufschwung desselben behinderte, selbst aber von der Unhaltbarkeit dieses Verhält-

nisses überzeugt war, wie zahlreiche Eingaben der niederösterreichischen Stände diesbezüglich beweisen.

Unter solchgestaltigen Verhältnissen brach der Winter 1847/48 an; auf einen schlechten Sommer mit Mißernten und Hungersnot folgte ein strenger Winter — in einzelnen Teilen von Deutschland, sonderlich in Schlesien, war die Lage der Arbeiter schon seit Jahren eine derartige geworden, daß es zu Aufständen gekommen war, die blutig unterdrückt wurden; zu Ähnlichem kam es auch in Böhmen. Und während von eigner Größe geblendete Staatsmänner wie Metternich in Wien und Guizot in Paris an die beste der Welten glaubten und die Ruhe Europas für dauernd begründet hielten, blickten geringere Sterbliche aus der Tiefe ihrer Leiden und Kümmernisse mit Sorge in die ungewisse Zukunft. Am 3. September 1847 schrieb Adam Wolf: „wir sehen einer bangen Epoche entgegen und binnen einem Jahre kann es aufflammen", am 20. Januar 1848 dann: „es ist eine ernste Zeit und der Frühling muß etwas bringen". Wie er, so dachten, hofften, fürchteten Hunderte und Tausende, um nur einen der erlesensten Geister Österreichs zu nennen — auch Franz Grillparzer. Und schon war der erste Funke aufgezuckt im Süden Europas: in Neapel und Palermo war Ende Januar die elende Regierung Ferdinands II. von Sizilien aufgeschreckt worden durch den elementaren Unwillen des Volkes. Noch meinten aber die europäischen Polizeimeister hier nur einen der häufigen lokalen Brände Italiens zu sehen, aber bald flammte eine Feuersäule andrer Art auf, in Frankreich: die Fülle der Zeiten war gekommen.

Im Juli 1830 war das Königtum der alten Bourbons leicht zertrümmert worden; durch einen geschickten Coup einiger entschlossener Männer war aber nicht eine Republik oder ein Kaisertum an seine Stelle getreten, sondern ein andres Königtum unter dem Chef der jüngeren Linie des französischen Königshauses: Ludwig Philipp von Orleans. Nicht König von Frankreich hatte sich dieser genannt, sondern König der Franzosen; nicht kraft eines göttlichen Rechts wollte er herrschen, sondern durch den Willen des Volkes — das Volk allerdings nur repräsentiert durch ein paar Hundert Menschen. Eine gegenüber dem Absolutismus eines Karl X. liberal erscheinende Verfassung wurde erlassen, der durch Intelligenz und Arbeitsamkeit emporgekommene Bürgerstand zur Regierung herangezogen: die Bankiers

Lafitte, Casimir Perier, die Gelehrten Thiers und Guizot. Besonders die letzteren sind es gewesen, die abwechselnd die Hauptrolle unter der Regierung des Bürgerkönigs gespielt haben; ersterer ein mehr praktisch veranlagter, aber sehr eigenwilliger, dem Könige daher unsympathischer Mann; Guizot dagegen, der große Geschichtsforscher, der in der Vergangenheit lebte, mit doktrinären Ideen seine Mitbürger abstieß, gegen den König doch eine gewisse Schmiegsamkeit zeigte, in Schulsachen und in Unterstützung der Wissenschaft hervorragend, in allen andern Verwaltungsfragen, besonders in wirtschaftlichen von rührender Ungeschicklichkeit, seit 1840 die Egeria des Königs.

Man hätte nun meinen sollen, ein solches Bürgerkönigtum, auf dem „Volkswillen" fußend, würde ein überaus populäres werden — ganz das Gegenteil war der Fall; keine französische Regierung hat eine solche Fülle von Aufständen zu bewältigen, kein König so viele Attentate zu überleben gehabt; es kam so weit, daß die Pariser Mondainen sich für Tage, an denen irgend eine Explosion der Unzufriedenheit zu erwarten stand, besondere Attentatstoiletten komponierten.

Mit Ausnahme der kleinen aber vermögenden, meist durch Industrie reich gewordenen Bürgerpartei, die ihn emporgehoben hatte, zählte Ludwig Philipp nirgend Freunde. Der Adel stand im Lager der legitimen alten Bourbons und haßte den Usurpator; die Geistlichkeit trauerte um ihre frühere bevorzugte Stellung, grollte einem Regime, das einen Protestanten — Guizot — an die leitende Stelle berufen hatte, und fürchtete die liberalisierende Richtung des Königs. Der kleine Bürgerstand, wie er namentlich in der Nationalgarde eine wichtige Organisation gefunden hatte, sah sich durch ein engherziges Wahlgesetz von der Teilnahme am Staatsleben ausgeschlossen. Die gebildete französische Jugend fand die Haltung der Regierung viel zu konservativ und gründete Klubs und Zeitungen, in denen sie nach größerer Freiheit rief; bald wurde sie auch noch durch Märtyrertum verherrlicht, als Ludwig Philipp durch Aufstände und Attentate verbittert Zensus und Preßfreiheit immer mehr beschnitt. Der mächtig anschwellende Arbeiterstand — denn bei allem wuchsen Industrie und Unternehmungslust in gewaltigem Maße heran — sah sich den Fabrikanten und Unternehmern gegenüber ganz rechtlos. Und während in England die Arbeiter sich organisieren durften und dort Gesetze zu ihren Gunsten

erlassen wurden, war davon in Frankreich nichts zu spüren. Der Bauernstand endlich blieb vollständig unberücksichtigt und vernachlässigt. Soviel Feindschaft mußte sich in verschiedenster Weise äußern: während der Adel grollend sich zurückzog, die Geistlichkeit kühl abwartete, der kleine Bürger schimpfte und radikale Zeitungen las, der Bauer verbissen an seiner Karre zog, wühlten die Arbeiter unter geschickter Führung den Boden des damaligen Frankreichs auf. Theoretisch und praktisch wurden neue Gesellschaftsordnungen ausgebildet, in denen in verschiedener Abstufung alle modernen Theorien vom Sozialismus bis zum Anarchismus vertreten waren, in denen volle Gleichheit der Menschen, ihr Recht auf Arbeit, ihr Recht auf Glück betont wurde; gleichzeitig der Staat angerufen ward, Ordnung zu schaffen und ihm jedes Recht auf Bevormundung abgesprochen wurde. Namen wie St. Simon, Comte, Bazard, Enfantin, Louis Blanc, Fourier, Proudhon bezeichnen diesen Entwicklungsgang des französischen Sozialismus, der, von englischen Ideen ausgehend, seine Systeme dann an Deutschland weitergegeben hat. Mit außerordentlichem Geschick haben diese Männer den Kampf gegen das Bürgerkönigtum geführt; in seiner Geschichte der Jahre von 1830—40 hat Louis Blanc eine zündende Anklage gegen dasselbe verfaßt. Dazu kam noch, daß gleichzeitig die glänzende Vergangenheit des Landes durchforscht und sie in grellen Gegensatz zur elenden Gegenwart gesetzt wurde, von Thiers in der Geschichte der französischen Revolution und des Konsulats, von Lamartine in der herrlich geschriebenen, aber ganz falschen Geschichte der Girondisten. Dazu kam, daß die Regierung selbst, in der Hoffnung den Napoleonkultus zu eignem Gunsten verwerten zu können, diesen förderte, wo sie konnte; getäuscht durch die lächerlichen Erhebungsversuche Ludwig Napoleons — des späteren Napoleon III. — in Straßburg und Boulogne, hielt sie die Napoleoniden für ungefährlich und den Schatten des großen Korsen für ganz tot. In feierlichem Gepränge wurden seine Gebeine von St. Helena herübergeholt und im kuppelgeschmückten, goldleuchtenden Dome der Invaliden zu Paris beigesetzt.

Damit wurde eine Erinnerung an entschwundene Größe in Frankreich lebendig, die zu Vergleichen herausforderte, die unmöglich zugunsten der Gegenwart ausfallen konnten — auch der französische Soldat, der immerhin in Algier Lorbeeren er-

ringen konnte, fand sich nicht befriedigt durch diese Kämpfe, wenn er an die Siegeszüge eines Napoleon I. dachte.

Und inmitten dieses Durcheinanders stand der König, der die Siebzig längst überschritten hatte, gealtert nicht nur an Jahren, voll senilen Eigensinns und Eigendünkels, der es längst aufgegeben hatte, seinen Untertanen — wie früher — mit dem Regenschirme unter dem Arme gemütlich näher zu treten, der sich jetzt, durch Attentate gewitzigt, von ihnen abschloß und im schönen Familienleben, im Ansammeln von Geld und Gut, in harmloser Bautätigkeit für äußeren Glanz Ersatz suchte. Gerade wegen seiner bürgerlichen Tugenden, die kein Geld unter die Leute brachten, wurde er mit der ganzen Ungerechtigkeit der unlogischen Menge noch mehr geschmäht, sie benützte den Rest von Preßfreiheit, um ihn mit bitteren Karikaturen und Satiren zu verletzen. In völliger Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse glaubte Ludwig Philipp alles aufs beste geordnet und rief seinen Warnern spöttische Worte zu, wie „das verstehen Sie nicht" oder „man sieht, Sie werden alt". Und doch hätte ihn die trotz aller Einschränkungen und beispielloser Wahlbeeinflussung stets wachsende Opposition der Kammer, ihr lautes Treiben in den Zeitungen „Reforme" und „National", in Versammlungen und auf Banketten stutzig machen sollen. Letztere waren eine beliebte Form von Zusammenkünften geworden: bei Becherklang und vollen Schüsseln wurde Revolution gemacht, unter dem stimulierenden Einflusse der Tischfreuden wurden feurige Reden gehalten, die alle in dem einen Rufe ausklangen: „Reform der Verfassung!"

An seiner Familie hatte der König auch keine Stütze. Der sehr beliebte Thronerbe war 1842 Opfer eines Wagenunfalls geworden, sein Erbe, der Graf von Paris, ein unmündiges Kind, der nächstälteste Sohn des Königs, der Herzog von Nemours, höchst unbeliebt, die Mutter des Thronfolgers, Helene von Mecklenburg, als Deutsche dem Volke fremd, die energische Prinzessin Adelaide, Schwester Ludwig Philipps, die 1830 soviel zu seiner Erhöhung beigetragen hatte, der „einzige Mann der Familie", eben gestorben. Da brach das Verhängnis herein.

Für den 22. Februar war in Paris wiederum ein Reformbankett in Aussicht genommen, gleichzeitig sollte eine große Straßendemonstration stattfinden; das Ministerium verbot das

Bankett, den Aufzug konnte oder wollte es nicht verbieten. War ja doch die Garnison der Stadt reichlich verstärkt worden. Der Demonstrationsspaziergang fand statt. Nach altem Rezepte. Uniformierte und nicht uniformierte Bürger, Weiber, Kinder, der ganze Troß des Müßigganges, den Paris stets mehr als eine andre große Stadt aufzubieten hat, Hunderte, die ein Recht auf Reform der Verfassung hatten, und Tausende, für die die radikalste Umwälzung des Staates nichts bieten konnte. Das Ganze von den Redaktionen der beiden liberalen Journale geschickt geleitet, von vielen, die Guizot, dem herrschenden Systeme, feind waren, mehr oder minder offen unterstützt. Solche Elemente gab es selbst in der nächsten Nähe des Throns; Nemours, Montpensier, die Söhne des Königs fürchteten, weiterblickend als der alte Vater, für die Zukunft der Dynastie und wollten rechtzeitig einlenken.

Man hat sehr scharfsinnig gesagt, Revolutionen würden nicht gemacht, sie entstünden mit elementarer Kraft: es gehört aber etwas Wesentliches zum Gelingen eines solchen Ausbruchs, er muß die richtige Zeit, den psychologischen Moment der Schwäche des herrschenden Regierungssystems treffen, in dem dasselbe vor der eignen Verantwortung zurückbebend sich selbst aufgibt.

Solche Putsche waren doch in Paris nichts Seltenes geworden, man hatte sie sich austoben lassen, man hatte mit Polizei und Militär energisch eingegriffen: diesmal wich man zurück, Guizot gab seine Demission, der König nahm sie an, ein neues Ministerium wurde gebildet, das die Parole der Verfassungsänderung auf seine Fahne schrieb. Die Revolution hat gesiegt, sie kann nach Hause gehen. Sie tut es nicht. Brausender Jubel über das Erreichte, der in irgend einer Weise sich Luft machen will, Hoffnung, noch mehr zu erreichen, Sorge, ob es damit wirklich Ernst sei, die natürliche Erregung, die im Kontagium der Masse wachsend, wo der eine am andern sich aufregt, auf etwas Besonderes hofft: alles das hält die Leute zusammen. Im Triumphzuge durchziehen sie die Straßen, eine festliche Beleuchtung der Häuser wird improvisiert; auf dem Konkordeplatze angelangt findet man die Fenster des Marineministeriums dunkel; warum freut sich das Marineministerium nicht ebenfalls über den Sturz Guizots? Es soll auch beleuchten: aus einem Witz wird eine Forderung,

eine Drohung; die Massen, durch Schreien, Trinken, Singen immer mehr erregt, sollen durch das dort aufgestellte Militär zur Ruhe gebracht werden, die große Menge gibt dem einzelnen den Mut, den er allein nie besessen hätte, man leistet Widerstand, wird aufdringlich, frech, gewalttätig; auch die Soldaten sind Menschen, sie werden gereizt, verlieren die Beherrschung, den Gehorsam gegen ihre Offiziere: ein Schuß kracht, eine Salve folgt, zehn, zwanzig Menschen wälzen sich im Blute; Neugierige, Unbeteiligte müssen den Fürwitz dabei sein zu wollen mit dem Leben bezahlen, die Erregung schlägt um in Wut, Wahnsinn Verzweiflung, Rachedurst, die Opfer schreien zum Himmel, die Bestie im Menschen wird entfesselt, der Soldat, der Regierungsbeamte wird dem Volke zum Symbol für Knechtschaft, Unterdrückung, Niedertracht, Barrikaden werden errichtet, die Straßensteine aufgerissen, Tische, Betten, Fässer herausgeschleppt, um die Bollwerke zu krönen, Waffen werden improvisiert, die „Furie" ergreift hoch und niedrig, der schlimmste aller Kämpfe, der verlustreiche, demoralisierende, feige Straßenkampf ist da. Nun schrecken erst recht die verantwortlichen Kreise vor den Folgen einer Eroberung der eignen Stadt zurück, man drückt dem zitternden König die Feder in die Hand, damit er seine Abdankung unterschreibe, er tut es zugunsten seines kleinen zehnjährigen Enkels — am 24. Februar — die Dynastie scheint gerettet. Aber es ist zu spät; zu viel hatte man auf der Straße erreicht, um nicht noch mehr zu verlangen. Der Minister, der König, die Dynastie, so ist die Steigerung, der eins nach dem andern zum Opfer fällt. Republikaner, Bonapartisten, Legitimisten, sie reichen sich die Hände; den Hunderten, die wissen, warum sie kämpfen, schließen sich wieder die Tausende an, die nur kämpfen um des lieben Kampfes willen; ein paar Stunden nach der Abdankung, nach der Flucht des Königs ist die Republik ausgerufen, eine provisorische Regierung mit dem Dichter Lamartine an der Spitze hat sich gebildet, die Orleans sind verjagt. Das Land bestätigt, was die Hauptstadt getan: der Welt ist die große Lehre gegeben, wie in zweimal vierundzwanzig Stunden ein Volk schrecklich abrechnet mit den Führern, die es unter schimpflichem Drucke gehalten haben. Und diese Lehre fegt wie Sturmesbrausen über den Rhein hinüber in die deutschen Lande, wo auch Millionen von Menschen in wirklichen und eingebildeten Fesseln

schmachten, schmachten nach Freiheit, Selbständigkeit im Denken, Reden und Handeln.

Ungeheuer war hier allenthalben der Eindruck der Pariser Februarrevolution; auch hier war der psychologische Moment gekommen, wo die Regierungen in eignem Schuldbewußtsein sich schwach zeigten dem rasenden Ansturm gegenüber. Die extremen Radikalen, die unter dem Drucke der Machthaber weit mehr Einfluß erreicht hatten, als es in normalen Zeiten ihnen möglich gewesen wäre, erhoben kühn ihr Haupt: sie hatten nichts zu verlieren, schlechter konnte es nicht mehr werden; Versammlungen wurden gehalten, Reden geredet, Proteste erhoben, Bittschriften verzeichnet, alles das frei und offen unter den Augen der eingeschüchterten Obrigkeit. Am 27. Februar in Mannheim, in den nächsten Tagen in Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Sachsen; überall abdizierten die Regierungen vor der Volkesstimme, die Zensur wurde schon durch Bundestagsbeschluß vom 3. März abgeschafft, in den meisten deutschen Staaten Vertrauensmänner der gemäßigten liberalen Parteien, die sich nun auch ihrerseits vorwagten, die sogenannten Märzminister, in die Regierung berufen. In Berlin wurden vorläufig als Abschlagszahlung des Königs die vereinigten Landtage versammelt — er war sehr betreten, als diese vermeintliche große Konzession sehr kühl aufgenommen wurde — die Versammlungen auf der Hasenheide forderten schon ganz andres. Am 3. März erhob Kossuth in Pest seine Donnerstimme zugunsten einer freien Verfassung für die Monarchie; am 6. und 9. wurden große Petitionen in Wien vom Gewerbevereine und vom juridisch-politischen Lesevereine vorbereitet, die bald Tausende von Unterschriften erhielten; am 11. März fand in Prag eine große deutsch-tschechische Versammlung im Wenzelsbade statt; am 12. versammelte sich Österreichs Jugend in der Aula der Wiener Universität, um auch hier ihre Wünsche zu formulieren; nur schwer ließen sich die Studenten bewegen, nicht gleich in Masse beim Kaiser fordernd aufzutreten, sondern am nächsten Tage die niederösterreichischen Stände damit heimzusuchen.

Alle diese Versammlungen, Proteste, Petitionen haben ihr Gemeinsames: es sind die Forderungen vornehmlich der bürgerlichen Parteien, die da formuliert werden:

Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere.

Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das **Volk**. Jeder deutsche Mann, sobald er das 21. Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmanne. Auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100 000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seinen Sitz in Frankfurt haben und seine Geschäftsordnung selbst entwerfen.

Unbedingte Preßfreiheit. Vollständige Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit. Volkstümliche Rechtspflege mit Schwurgerichten. Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht. Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen. Wohlstand, Bildung und Unterricht für alle. Schutz und Gewährleistung der Arbeit. Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit. Volkstümliche und billige Staatsverwaltung. Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten. Abschaffung aller Vorrechte.

So lautete ein vielverbreitetes deutsches Programm. Daneben kamen noch Wünsche der verschiedensten Art hervor, so wurde in Köln Erziehung der Kinder auf öffentliche Kosten verlangt, anderswo verzichtete man auf die Wahl der Offiziere und begnügte sich mit dem Volksheere. Man forderte Freiheit des gesprochenen und gedruckten Wortes, Anteil an der Regierung, Vervolklichung des Justizdienstes durch Einführung von Geschworenengerichten, Außerkraftsetzung der verhaßten Polizei, des unbequemen Militärs durch allgemeine Volksbewaffnung: der einzelne Bürger, der bisher nichts im Staate zu sagen, zu bedeuten hatte, soll jetzt ein wichtiger Faktor werden, der mitregiert, miturteilt, mitbeschützt. Nur unter seiner Kontrolle dürfen Beamte, Richter, Polizei und Militär weiter fungieren. Für volkswirtschaftliche Umstellungen, für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen fand man nicht gleich eine scharfe Formel: das würde sich alles im glücklichen Zukunftsstaate von selbst finden; nur wenige Versammlungen nahmen in bestimmterer Form darauf Rücksicht. Aber die staatsrechtlichen Verhältnisse wurden berücksichtigt: in Deutschland sollte ein neues Band um die Einzelstaaten geschlungen werden, das zunächst in einem deutschen Parlamente seinen Ausdruck zu finden hätte; in Ungarn, in Böhmen fand man Worte für die nationale Selbständigkeit der Nationen.

Während nun allenthalben in Deutschland, selbst in Preußen, die Regierungen Bereitwilligkeit zum Entgegenkommen zeigten, war davon in Österreich nicht die Rede. Die französische Revolution hatte man in der Staatskanzlei benützt, um den Popanz eines Krieges der revolutionären Propaganda an die Wand zu malen, gegen den ganz Österreich seine Kräfte sammeln müsse, und da die Sorge vor dem Kommenden im Volke sich besonders in der Angst vor der Zahlungsunfähigkeit des Staates äußerte, glaubte man genug getan zu haben, wenn man beruhigende Kassenausweise über die Bestände in der Nationalbank, in den Sparkassen veröffentlichte. Man träumte noch immer von Einigkeit und Ruhe und Frieden: schon graute der Morgen, der den Träumern ein fürchterliches Erwachen bringen sollte.

II. Wien.

Der 13. März des Jahres 1848 war ein Montag. Die Ständeversammlung des Landes Niederösterreich hatte sich in ihrem Versammlungshause in der Herrengasse zur gewöhnlichen Tagung vereint, als vormittags eine große Menge von Studenten und Bürgern — lauter „respektable Leute" — zum Ständehause sich hinbewegte, um den Ständen die in den letzten Tagen beschlossenen Forderungen in einer Denkschrift vorzulegen, die — wie man hoffte — von hier befürwortet an die Stufen des Thrones weitergeleitet werden würde. Es war ein eigentümliches Ansinnen an die erlauchte Körperschaft, sie solle ein Programm vertreten, das in letzter Linie zur eignen Vernichtung führen mußte, aber so groß war die Anomalie jener Zeiten gewachsen, daß die Stände dies nicht erkannten oder nicht erkennen wollten und sich tatsächlich zur Vermittlung hergaben. Verwirrend mußte diese erste öffentliche Kundgebung bürgerlichen Lebens auf die damaligen Regierungskreise einwirken; man meinte es zuerst mit einer gewöhnlichen Straßendemonstration nach französischem Muster zu tun zu haben, die mit gewöhnlichen Mitteln zerstreut werden könnte. Polizei und Militär traten in Aktion. Statt Furcht und Umkehr erweckte das Wut und wilde Steigerung der Leidenschaften. Die Revolution stieg aufwärts — zunächst in den Ständesaal, mit dem man bisher nur durch die Fenster sich verständigt hatte.

Es wurde nun Ernst mit der Deputation an den Hof, um Gewährung der bürgerlichen Forderungen. Drei Dinge sind es vornehmlich, um die an diesem Tage gekämpft wurde: Preßfreiheit, Zusicherung einer Verfassung, die den bürgerlichen Parteien Teilnahme am öffentlichen Leben einräumte, allgemeine Bewaffnung. Durch alles dies ging der Ruf nach Änderung des Systems, nach dem Sturze Metternichs. Der ersten Deputation folgten im Laufe des Tages noch weitere, die immer auf größere Hilflosigkeit stießen, auf größere Unsicherheit in der Behandlung der Lage, Stück auf Stück wurde dem Kronrate entrissen, bis endlich der alte Rektor am Abend auch noch die Studentenbewaffnung erreichte. Die Lage der Ministerkonferenz — Erzherzog Ludwig, Erzherzog Franz Karl, Metternich und Kolowrat — war in diesen Stunden eine ungeheuer schwierige; man hat sich das selten klar gemacht. Es gab da zunächst zwei entschiedene Wege, die die Minister einschlagen konnten. Entweder energisches Beharren auf dem „System" — damit vielleicht Straßenkampf, Blutvergießen, Greuel ohne Ende. Schon war es ja im Laufe des Tages aus unbekannten Ursachen zum Zusammenstoß zwischen Volk und Soldaten gekommen, schon waren Schüsse gefallen. Tote und Verwundete färbten das Pflaster mit ihrem Blute rot, den Grimm der Bevölkerung maßlos steigernd. Um hier zu kämpfen und zu siegen, bedurfte es einer ausgiebigen Militärmacht, eines energischen Führers, eines Mannes, der wollte und befahl. Freilich die Garnison Wiens war hinreichend und der mit dem Oberbefehle betraute Fürst Windischgrätz schien entschlossen, sie energisch zu verwerten, er dachte den Belagerungszustand über Wien zu verhängen. Aber für die Anwendung solcher Gewaltmittel wollte keiner der Regierenden die Verantwortlichkeit übernehmen.

Vielleicht hätte Metternich die nötige Energie gefunden, um den Aufruhr zu stillen, aber er sah sich von seinen Kollegen behindert, die mit geheimer Schadenfreude bemerkten, daß sich der Hauptansturm des Volkes gegen ihn richtete, er sah sich durch die zaghafte Gutmütigkeit seines Kaisers gehemmt, der die geflügelten Worte sprach: „Ich lass' nit schießen". Dann mochte es wohl auch unwillkürlich Eindruck machen, daß man da gegen Mitglieder aller Gesellschaftsklassen, nicht etwa gegen sogenannten Pöbel vorgehen mußte.

Der zweite Weg war: unbedingt nachzugeben, alle Forderungen des Volkes zu gewähren: ein Sprung ins Ungewisse,

der alle Regierungsweisheit auf den Kopf stellte und an Männer, die ehrlich von der Notwendigkeit des bisherigen Systems überzeugt waren, die Anforderung richtete, mit der ganzen Vergangenheit zu brechen und unbekannte Gefahren für Staat und Gesellschaft heraufzubeschwören. Konnte man von diesen Männern verlangen, daß sie gegen ihre bessere Überzeugung dem Kaiser einen Rat gaben, den sie für verderblich hielten, und dessen Tragweite in jenen Frühlingstagen niemand ermessen konnte? Stand ja doch das Pariser Vorbild vor Augen, wo eine aus Geringem erwachsene Revolte mit der Entthronung der Dynastie geendet hatte!

Zwischen diesen zwei Wegen nun konnte nur ein Mittelweg führen: der zum Abwarten, zur Vorsicht, zum Nachgeben nur im Unabweislichen anriet, sonst aber die bestehenden Verhältnisse möglichst schonte. Was mußte nun unbedingt konzediert werden?

„Da rast der See und will sein Opfer haben", diese Schillerschen Worte fanden jetzt bei hoch und nieder ein unbewußtes Echo. Unklar waren den allermeisten die Folgen der in den letzten Tagen formulierten Wünsche, unklar die mögliche Wirkung der gegenwärtigen Erregung, unklar wie weit die Stimmung in Ungarn herüberwirken könne, die mit ins Spiel gebracht wurde durch einen Redner aus dem Ständehaushofe, der Kossuths Programmrede vom 3. März vorgelesen hatte — das Eintreffen einer ungarischen Deputation in den nächsten Stunden verstärkte nebenbei gesagt diese Verbindung mit Ungarn wesentlich — klar war allen nur das eine: schuldig ist Metternich, er falle. Zu hoch hatte der Mann gestanden, als daß nicht auch am Hofe selbst Feinde und Neider groß geworden wären, wir gedenken seiner Gegnerschaft zu Kolowrat. Dieser meinte jetzt sein Erbe antreten zu können. In den Nachmittagsstunden verständigten sich alle Metternich feindlichen Elemente: es wurde ihm nahegelegt, daß seine Abdankung Rettung bringen könnte, sofort war er dazu bereit; innerlich tief verletzt, äußerlich ruhig und würdig. Er unterzeichnete seine Resignation mit den Worten: „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkte zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben auf solchem dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen."

Damit schied der Mann aus dem Amte, der seit 40 Jahren in Tagen des Unglücks und Glücks die österreichische Monarchie geleitet hatte. Es entsprach der Stimmung der Zeit, daß er als Flüchtling mit falschen Pässen heimlich Wien verlassen mußte, um zuerst in Feldsberg an der mährischen Grenze, einem Liechtensteinschen Schlosse, ein Asyl zu suchen, dann aber rasch weiter zu flüchten durch Mähren, Böhmen, Deutschland, überall von der Volksfurie verfolgt, bis ihm England eine Ruhestätte gewährte.

Der Jubel in Wien über seine Abdankung war so ungeheuer, wie früher der Haß gegen ihn, die Furcht vor ihm. Es fehlte nicht an Leuten, die damit alles erreicht zu haben meinten. Besonders als dann noch Preßfreiheit in Aussicht gestellt und spät abends auch die Bewaffnung der Bürger und Studenten gewährt wurde. Daß jetzt nach Schluß der Arbeit aus den Vorstädten die Arbeiter, mit ihnen dann bei zunehmender Dunkelheit auch arbeitsloses Gesindel in die innere Stadt strebte, ließ es als zweckmäßig erscheinen, die bürgerlichen Parteien, die für die Ruhe der Hauptstadt einstehen wollten, mit Wehr und Waffen zu versehen.

Die Arbeiter haben, wie in diesem Revolutionsjahre allüberall, auch in Wien eine große Rolle gespielt; wohl waren sie nicht organisiert und nicht geleitet, konnten nicht für ein bestimmtes Programm kämpfen, aber es trieb sie der unbestimmte Drang in das Gewühl des Tages, hier, wo es sich anscheinend um eine Neubildung der Gesellschaft handelte, mitzuarbeiten, die Verbesserung ihres Loses zu erreichen.

Die Schneider und Maurer machten in Wien den Anfang; die erste Wut des Volkes richtete sich gegen die Verzehrungssteuer; die Finanzhäuser, die an den Stadtgrenzen („Linien“) zur Einhebung derselben bestimmt waren, wurden gestürmt und angezündet.

Mit der Unerschrockenheit, die wenig zu verlieren und viel zu gewinnen hat, sind die Arbeiter überall bei den Kämpfen im Vordergrunde gestanden und braves Blut ist aus ihren Reihen geflossen.

Es wird nur in der Beurteilung jener Verhältnisse immer noch von gewisser Seite der große Fehler gemacht, die Arbeiter, die arbeiten wollten, mit allen andern Elementen, wie sie jede Großstadt mit sich führt — zu Müßiggang, tierischem Lebens-

genuß, aber nicht zu mühsamer Arbeit bereit — zu vermischen und sie mit dem Gesamtnamen Proletarier zu bezeichnen. Es ist aber ein grober Irrtum, Leute, die die Gesetze nur insoweit beugen wollten, als es für eine bessere Lebensführung unvermeidlich schien, mit solchen zu verwechseln, denen gesetzliche Schranken überhaupt ein Greuel waren. Daß aber gerade diese letzteren Elemente mit Behagen sich in die stürmischen Zeiten der 1848er Revolution stürzten, die Erregung künstlich nährten und rasch mit ihren bürgerlichen Genossen in Konflikt kommen mußten, ist begreiflich.

Als Resultat der Bewegung jener Märztage in Wien stellt sich uns ein am 15. vom Kaiser erlassenes Edikt dar, aus dem die markantesten Schlußsätze herausgehoben werden mögen:

„Wir ... haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die wir als zur Erfüllung der Wünsche unsrer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preßfreiheit ist durch unsre Erklärung der Aufhebung der Zensur in derselben Weise gewährt, wie in allen Staaten, wo sie besteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, leistet bereits die ersprießlichsten Dienste. Wegen Einberufung der Abgeordneten aller Provinzialstände in der möglichst kürzesten Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassungen zum Behufe der von uns beschlossenen Konstitution des Vaterlandes ist das Nötige verfügt. Sonach erwarten wir mit Zuversicht, daß die Gemüter sich beruhigen, die Studien wieder ihren gewohnten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden."

Wer oberflächlich zusah, konnte alle seine heißesten Wünsche hier erfüllt sehen: Preßfreiheit, Konstitution, Volksbewaffnung, damit das Ende der Polizeiherrschaft. Wer Vertrauen in die Regierung hatte, war befriedigt. In der Tat konnte die Regierung befriedigen, *wenn sie wollte*. In diesen drei Worten lag alles. *Wollte* sie? Als der erste Freudenrausch vorbei war, machte sich nüchterne Kritik geltend. War denn wirklich Preßfreiheit errungen? Nein, nur Aufhebung der bisherigen Knebelung, wer gab Gewähr vor einer neuen zukünftigen? War eine Verfassung für Österreich erlassen worden? Nein, nur die Erlassung in Aussicht gestellt durch Einberufung einer

Konstituante, in der wieder die alten Stände die Hauptrolle spielen würden. Und wer war die Regierung, die solche Versprechungen auszuführen hatte: Kolowrat; Graf Fiquelmont, der getreueste Mitarbeiter Metternichs; Baron Pillersdorf, der ebenfalls unter dem „System" groß geworden war. Lauter Männer, die unter Verhältnissen aufgewachsen waren, die der neuen Zeit direkt feindselig gegenüberstanden, von denen eine ehrliche Mitarbeit jetzt schwer zu erwarten war. Das Mißtrauen begann in den Herzen der Wiener zu keimen, und man muß von vornherein gestehen, es war kein durchaus unberechtigtes, denn wohl mochte mancher Regierungsmann im stillen hoffen, was der Kaiser versprochen, werde nicht in Erfüllung gehen, und die Konzessionen würden rückgängig gemacht werden können. Die nächste Folge war, daß die vom Kaiser erhoffte Beruhigung der Gemüter nicht eintraf, daß die Studenten nicht den ernsten Studien sich zuwandten, daß im Gegenteile Komitees, kleine Nebenregierungen, sich bildeten mit dem bestimmten Zwecke, das Ministerium nicht zu Atem kommen zu lassen, ihm es deutlich vor Augen zu halten, daß das Volk auf seine neu gewonnenen Rechte nicht verzichten, sie nötigenfalls mit Gewalt durchsetzen werde. Angesichts dieser energischen Haltung trat Anfang April Kolowrat zurück, Fiquelmont wurde Ministerpräsident, Pillersdorf blieb die Seele des Ministeriums. Alles hing davon ab, ob die Regierung die Neuordnung der Verhältnisse mit Ehrlichkeit, Geschick und Energie in die Hand nehmen würde. Erstere darf man Pillersdorf zusprechen, nicht aber letztere.[1]) Dabei hatte er Einflüsse am Hofe zu überwinden, die oft seine besten Absichten kreuzten und ihm eine Haltung abzwangen, die allen feindlichen Elementen begründete Ursache zur Klage gab. Immer mehr ließ er — und das war dann das Schlimmste — die Führung seinen Händen entgleiten, die Straße begann das Beratungszimmer zu ersetzen, und ohne und gegen die Minister wurden die nächsten Siege errungen; Siege, die damit schon den Todeskeim in sich bargen. Wochen verstrichen, bis die Regierung mit einer Tat an die Öffentlichkeit trat, denn das Preßgesetz, das am 1. April unter dem Justizminister Grafen Taaffe das Licht der Welt erblickte, war so ungenügend und unselbständig, daß es mit leichter

1) Adam Wolf sagt von ihm, „er hängt an der alten Form".

Mühe durch den Widerspruch der Aula wieder von der Tagesordnung verschwand. Es war die erste Kraftprobe der damaligen öffentlichen Meinung in Wien.

Drei große Fragen pochten zurzeit an die Pforte des Schicksals: die ungarische, die tschechische, die deutsche. Die Regierung half sich, indem sie Ungarn, Tschechen, Großdeutschen alles bewilligte. Die Ungarn erhielten eine eigne Regierung, damit eigentlich völlige Loslösung von Österreich; den Tschechen ward ähnliches zugesichert (siehe das Kaiserliche Handschreiben vom 8. April), und auch den Großdeutschen, die engen Anschluß an Deutschland wünschten, wurden zunächst die Wahlen zum deutschen Parlamente zugestanden, einer Versammlung, über deren Verhältnis zu einem selbständigen Österreich sich gewiß niemand auch nur die leiseste Vorstellung gemacht haben kann. Ja die Regierung hielt es für nötig, angesichts einer Erklärung des Königs von Preußen, Preußen gehe fortab in Deutschland auf, die österreichische Führung da auch weiterhin dadurch zu betätigen, daß die deutschen Farben schwarzrotgold förmlich als Reichsfarben angenommen wurden, Kaiser Ferdinand eine solche Fahne aus einem Fenster der Hofburg schwingen mußte, der Stephansturm mit derselben geschmückt wurde. Es arbeitete sich in Wien direkt in den Farben ein Gegensatz heraus: wer für den Fortschritt war, wurde „schwarzrotgold", wer als Feind desselben galt, wurde „schwarzgelb" genannt. Denn ein neues Österreich sollte an Stelle des alten treten. Daß dieses neue Österreich höchste Gefahr lief, durch die Los von Wien-Strömung der Ungarn, der Slawen (nebst den Tschechen hatten sich auch die Südslawen gerührt), der Italiener — die Lombardei befand sich in vollem Aufstande — ein sehr unbedeutender Staat zu werden, das wurde in jenen Tagen der Gärung völlig übersehen.

Dies neue Österreich erhielt nun am 25. April das Geschenk einer ersten wahrhaften und wirklichen Verfassung. Nicht den Ständen mit vermehrter bürgerlicher Vertretung — wie man am 15. März versprochen hatte — wurde die Schöpfung dieser Konstitution überlassen, sondern fertig und zurechtgeschnitten wurde sie den Völkern Österreichs übergeben. Es war dies eine Enttäuschung, über die man in Wien in den ersten Stunden des Glücks über das köstliche Gut hinwegsah, die aber mit doppelter, dreifacher Stärke sich geltend machte, als die Kritik des Mißtrauens bei näherer Betrachtung vieles

an der neuen Verfassung auszusetzen fand. Vor allem zweierlei: die Art der Wahl, indirekte Wahl mit ziemlich hohem Zensus, und dann die Existenz und Zusammensetzung einer bevorrechteten ersten Kammer. Beides widersprach vollständig den damals immer mehr um sich greifenden Gedanken von Gleichheit und Freiheit — der Demokratie. Besonders konnte darin eine große Gefahr gesucht werden, daß der Kaiser das Recht behielt, in die erste Kammer durch Ernennung eine — wie es schien — willkürlich große Anzahl von unbedingt abhängigen Elementen zu berufen. Was nutzte der zweiten Kammer alle Demokratie, wenn sie jeweils durch die Aristokratie der ersten kontrolliert und korrigiert werden konnte! Eine volkstümliche Auslegung dieses Paragraphen, daß der Kaiser nur eine beschränkte kleine Zahl Pairs ernennen wolle, kam zu spät. Schon waren die Wogen des Unwillens so hoch gegangen, daß das neue Gesetz keine Gnade mehr finden konnte, daß der Ministerpräsident Graf Fiquelmont sich Anfang Mai durch sehr bemerkliche Straßendemonstrationen veranlaßt sah, zurückzutreten und die liberale Richtung im Ministerium durch den Eintritt Baumgartners und Dobblhoffs eine neue Stärkung erhielt. Wenn das nur auch eine Erhöhung der Kraft der Regierung überhaupt gewesen wäre! Diese hätte es recht nötig gehabt, angesichts der eben eintretenden Verstärkung der Macht der Straße, die sich schon durch häufige Katzenmusiken unangenehm bemerkbar machte. Die verschiedenen Vereinigungen hatten sich zu einem politischen Zentralkomitee verbunden, Studentenlegion und Bürgerwehr wurden damit zu politischen Körperschaften, die alle möglichen zivilen und politischen Fragen vor ihr Forum zu ziehen begannen.

Es gibt eine revolutionäre Tradition, die an die große französische Revolution anknüpft; der Sicherheitsausschuß, der Wohlfahrtsausschuß — Nebenregierungen, in denen die Unabhängigkeitssucht der Demokratie von jeder, auch der parteifreundlichsten Regierung scharf zum Ausdruck kommt — sie wiederholen sich in den verschiedensten Formen; so auch 1848 in Prag, in Pest, in Wien.

Das Ministerium machte nun in der zweiten Maiwoche den schüchternen Versuch wenigstens dieses Attentat auf seine Autorität zu verhindern: es versuchte dieses neue Komitee aufzulösen. Damit aber bot es den Demokraten Gelegenheit, alle

Freiheitsfreunde gegen die Despotie der Regierung zu mobilisieren, und erlitt eine neue noch schwerere Niederlage. Es ist die Bewegung vom 14. und 15. Mai. Wir finden abermals Bürger, Studenten, Arbeiter einig in dem Ansturm gegen das Ministerium; die ersten Barrikaden werden errichtet: gleichfalls eine Tradition der Revolutionen, sie erscheinen wie ein Symbol des Umsturzes des Bestehenden. Er wurde — durch Zufall — in die Hofburg selbst hineingetragen, in die nächste Nähe der kaiserlichen Majestät. Und angesichts der drohenden, einigen Haltung der Wiener, angesichts der vollständigen Unmöglichkeit Widerstand zu leisten, blieb auch diesmal Pillersdorf nichts übrig als völlig nachzugeben.

Das Zentralkomitee der Revolution wurde anerkannt, die Verfassung vom 25. April einfach zurückgezogen, der glühende Wunsch der Bewegungsmänner selbst Schmiede ihres Glücks zu werden erfüllt: es wurde versprochen, in kurzer Frist eine Reichsversammlung einzuberufen, die über eine Verfassung zu beraten haben werde: die Konstituante der französischen Revolution. Nur direkte Wahlen zu fordern haben damals die Demokraten vergessen, sie waren es zufrieden, daß der Zensus etwas weiter gespannt wurde, als es der Entwurf vom 25. April getan hatte. Nun erst glaubten auch die Führer gesiegt zu haben: es ist dies tatsächlich die Triumphstunde der Wiener Revolution. Bis daher waren die Wiener — mit wenigen Ausnahmen — einig gewesen in dem Kampfe gegen das „System“ und seine Ausläufer; sie konnten sich etwas darauf zugute tun, daß anscheinend auch die Regierung durch das friedliche Nachgeben ihre Zustimmung bekundet habe, daß selbst der geliebte Monarch durch seinen Widerstand gegen eine Gewaltanwendung, durch seine Annahme der deutschen Farben im Einverständnisse sei. Der Morgen des 16. Mai, der dann die offizielle Verkündigung der Errungenschaften vom Vortage brachte, brach siegreich und glänzend heran über ein einiges, fröhliches, glückliches Wien.[1])

1) Adam Wolf sagt von dieser Bewegung, sie sei die zweite Auflage der Revolution gewesen, aber keine verbesserte. „Man hat zwar nicht den Kaiser, aber das Ministerium gezwungen, Dinge gegen seine Überzeugung und seinen Willen zu bewilligen. Bis 12 Uhr nachts war alles unter Waffen. Alle Plätze der Burg waren besetzt: die wenigsten wußten warum. Die Petition war von einer Fraktion überreicht worden und das Ministerium hatte nicht die Kraft zu trotzen.“

Schon zwei Tage darauf war das Bild ein wesentlich verändertes. Pillersdorf hatte nachgegeben, weil er die Überzeugung hatte, die Wiener würden nötigenfalls mit Gewalt ihre Wünsche durchsetzen und weil er gegen Gewalt nicht Gewalt anwenden wollte, bei dem Mangel an Truppen in Wien auch nicht konnte.

Der seit kurzem ins Amt getretene Kriegsminister Graf Latour hielt es für seine erste Pflicht ohne Rücksicht auf die Wiener Zustände Radetzky in Italien stark zu machen, so hatte er alles Militär hinuntergeschickt und die Hauptstadt ganz entblößt. Der führende Staatsmann hatte zwar nachgegeben, zugleich aber seine Nichtzustimmung zu den Volkswünschen dadurch dokumentiert, daß er mit seinen Kollegen seine Demission gab. Und nun tat auch die Krone Schritte, die deutlich zeigten, wie weit entfernt man in Wien von einer alle umfassenden Harmonie war. Die Demission wurde angenommen, Pillersdorf nur provisorisch mit der Weiterführung der Geschäfte betraut, und am Abend des 17. unternahm der kaiserliche Hof eine Spazierfahrt nach Schönbrunn, die plötzlich ausgedehnt wurde zu einer Reise über St. Pölten, Linz nach Innsbruck, zur Flucht des Kaisers aus seiner Hauptstadt. Das war die schärfste Absage des Hofes an die siegreiche Revolution, die man sich denken konnte. Eine Proklamation des Kaisers ließ darüber nicht den mindesten Zweifel. Es scheint jetzt sicher zu sein, daß diese Flucht oder Befreiung des Kaisers von Wien das rasch durchgeführte Werk der Kaiserin Marie Anna und ihrer Schwägerin, Erzherzogin Sophie, gewesen ist. Zweifach waren die Folgen: die Einigkeit der Revolution wurde zerschlagen, die Regierung vom Hofe getrennt. Beides hatte schwerwiegende Nachwirkung. Eine Menge von Leuten, die bisher unbedenklich im schwarzrotgoldenen Fahrwasser mitgeschwommen waren, entdeckten jetzt, daß ihr Herz eigentlich schwarzgelb sei; der Gegensatz zwischen Krone und Wiener Bewegung wurde offenbar und schnitt tief in die loyalen Gemüter der Wiener ein, die ja bisher ohnedies schwierigen Tagesfragen gern und leicht ausgewichen waren und nur im Glück des Bewußtseins „es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien" dahingelebt hatten. Was sollte aus der Kaiserstadt ohne Kaiser werden! „Wie ein elektrischer Schlag ging es durch Wien. Alles ist in Bewegung. Man sieht Leute weinen." (Ad. Wolf.)

Die Liebe zum Kaiser, die immer wieder in diesen Tagen aufflammte, brach mit erneuter Kraft hervor. Zwei Journalisten, Häfner und Tuvora, die die Republik proklamieren wollten, wurden nahezu gelyncht. Alle, auch die Arbeiter waren der Republik unbedingt feindlich. Diese Loyalität gegen den Monarchen ist ein besonderes Kennzeichen der Wiener Revolution.

Weiter entstand durch die räumliche Trennung eine zweite noch verhängnisvollere Folge: eine Doppelregierung; am Innsbrucker Hofe gewannen die Oberhand Elemente, die für das Gute und Nützliche, das in der Wiener Revolution steckte, keine Empfindung hatten, die einfach alles, was da sich entwickelte, als verderblich verwarfen und der geschehenen „Aktion" die schärfste „Reaktion" entgegenstellten. Verhängnisvoll war es auch, daß die Provinzen immer mehr ihre Blicke nach Innsbruck zu richten begannen und die Wiener Regierung tatsächlich zu einer Regierung für Wien herabsank, daß auf diese Art eine großzügige Lösung der vielgestaltigen Reihe österreichischer Fragen unmöglich und die Einheit und Kraft des Reiches dadurch immer weiter erschüttert wurde. Italien war im vollen Aufruhr; Ungarn so ziemlich unabhängig; für Prag war ein großer Slawenkongreß ausgeschrieben, an dem nicht allein die österreichischen Slawen teilnehmen sollten. Friedrich Hebbel schrieb die pessimistischen Worte hin: „Österreich kommt mir wie ein Leichnam vor, der vorm Sterben die Geier, die ihn zerhacken sollen, selbst mit Ketten an sich befestigt: Ungarn, Böhmen, Lombardei." Nun kam die Zeit, wo die siegreichen Wiener zeigen sollten, daß sie nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen, daß sie nicht nur in herrlichen Phrasen sich und andre berauschen, sondern auch lebensfähige Taten leisten könnten.

Eine Zeit, die plötzlich alle Fesseln, alle Schranken für Wort und Schrift fallen sieht, wird notwendig über die Stränge schlagen.

Nicht nur langaufgespeicherte Wünsche, langzurückgehaltener Grimm und Zorn werden frei; der freiheitstrunkene Blick kennt keine Grenzen mehr und zaubert sich selbst eine Welt vor, die der bestehenden möglichst unähnlich ist. Männer, die bisher nie reden und schreiben durften und dazu auch nicht die nötige Bildung und Selbstzucht sich erworben hatten, konnten jetzt sich in beidem ergehen, stets für die langatmigsten und unvernünftigsten Theorien eines beifallslustigen Publikums sicher.

Was damals in rasch emporschießenden Vereinigungen, in der pilzhaft aus dem Boden wachsenden Presse geleistet wurde, verdient nicht der Nachwelt überliefert zu werden. Männer, die mit ihrem Herzblut für das Gewonnene einzustehen bereit waren, standen Schulter an Schulter mit solchen, die nur Eitelkeit, Selbsterhaltungstrieb und noch schmutzigere Gesinnungen an die Oberfläche getrieben hatten, und die um jeden Preis durch immer absonderlichere Gedanken, durch immer rohere Ausdrucksweise Aufsehen und Anerkennung zu erobern trachteten. Man braucht da durchaus nicht, wie es oft geschehen ist, an eine Vergiftung der Bewegung durch ungarische, polnische Elemente zu denken. Die eigne Natur schuf solche Krankheitsstoffe, die endlich eine Heilung mit Feuer und Schwert heischten. Die Wiener Revolution hat Mitte Mai ihren Höhepunkt überschritten.

Noch war aber das nicht fühlbar. Auch die schwere Enttäuschung durch die Abreise des Kaisers wurde anscheinend rasch überwunden; an Pillersdorf klammerte man sich durchaus nicht: alle Hoffnung ruhte noch auf dem in Aussicht genommenen Reichstage. Ein neuer Sturm brach los, als Pillersdorf die Studentenlegion auflösen wollte. Genau nach dem Rezepte des 15. Mai wurde verfahren und am 26. der Minister zur Zurücknahme seines Ediktes genötigt. Abermals waren die Arbeiter zur Hilfe gekommen, wiederum waren Barrikaden errichtet worden — es charakterisiert die Unklarheit der Zeiten, daß eine derselben mit dem Bildnisse des Kaisers geschmückt wurde und Kaiserbarrikade hieß. Am selben Tage hatte sich das alte Zentralkomitee aufgelöst und ein neuer Sicherheitsausschuß — 100 Mitglieder stark — trat in Tätigkeit, in den auch der Wiener Gemeinderat Vertreter sandte. Gerade als der Kaiser beschworen wurde zurückzukehren und ihm die Zustände in Wien als ganz ordnungsgemäß geschildert wurden, erlitt seine Regierung eine neue Niederlage, die die Macht der Straße mehr denn je geltend machte; es gab schon damals aufrichtig gesinnte Liberale genug, die eine Fortdauer dieser Verhältnisse für unmöglich hielten und die Revolution immer mißtrauischer betrachteten. Adolf Pichler sorgte um den Bestand des schon Erreichten, und Grillparzer, der so schwer unter dem Systeme gelitten hatte, sah allein in Radetzkys Armee die Retter; Adam Wolf schrieb, das Treiben ekele ihn manchmal an. Nun kam die Zeit der Wahlen zum Reichstage. Erst jetzt besannen

sich die Demokraten, daß sie vergessen hatten, für direkte Wahlen zu sorgen. Sie meinten das noch nachholen zu können, aber zu ihrer Überraschung blieb Pillersdorf einmal fest auf einem „Nein“ bestehen. Er hatte formell die ausgezeichnete Ausrede, daß durch eine neue Wahlordnung die Wahlen ungebührlich hinausgeschoben würden, und daß er auch auf die Provinz Rücksicht nehmen müsse. So blieb es bei den indirekten Wahlen. Äußerst empfindlich traf die Demokraten, verkörpert im Sicherheitsausschusse und im „demokratischen Vereine“ diese Ablehnung, sie rächten sich, indem sie einfach eines Tages dekretierten, das Ministerium müsse abdanken und kein Mitglied desselben außer Doblhoff, den sie als ihren Vertrauensmann erkoren, dürfe in die neue Regierung eintreten. Es wird da von einer sehr merkwürdigen Audienz berichtet, die ihre Wortführer, die Herren Deutsch, Silberstein und Löwenstein beim Stellvertreter des Kaisers hatten. Als solcher war sein Oheim, Erzherzog Johann, bestellt worden, derselbe, den wir als deutschen Reichsverweser noch kennen lernen werden; er konnte übrigens in Wien keine Rolle spielen, da er eben zur selben Zeit sein neues Amt in Deutschland übernehmen mußte. Es muß als bezeichnend angesehen werden, daß unmittelbar vor Eröffnung des Reichstages nun Pillersdorf wirklich sich durch die Drohungen der Demokraten veranlaßt sah zurückzutreten und einem Ministerium Doblhoff Platz machte. Man wird dem scheidenden Staatsmanne das Zeugnis nicht verweigern dürfen, daß er ehrlich gearbeitet hat, und man wird sein Andenken nicht zu arg schädigen, wenn man sagt, er sei für diese schweren Zeiten zu schwach gewesen. Trotz des früheren Beschlusses traten doch einige alte Minister in das neue Kabinett über, wie der Finanzminister Kraus, Latour, der nicht ersetzt werden konnte, Wessenberg, der in jenem Chaos die auswärtigen Verhältnisse zu leiten hatte. Als neue Männer aber kamen hinzu Hornbostel für den Handel, Alexander Bach für die Justiz und ein selfmade man der Revolution, der nach allen möglichen Stürmen jetzt als Redakteur gelandet war, Schwarzer als Arbeitsminister. Von ihnen ist wohl der bedeutendste Bach — einer alten Wiener Juristenfamilie entsprossen, gebildet, gewandt, auf seinem jugendlichen Antlitze ein steter Ausdruck von Bonhomie lagernd, wegen seiner anscheinenden Jugendlichkeit mit dem Spitznamen „der Justizknabe“ versehen. Er hatte in vorgegangenen Wochen

viel zur Entwicklung der Dinge beigetragen; gestützt auf die Revolution schwang er sich zur Macht empor, rechtzeitig hat er sich dann von ihr losgesagt.

Diesen Männern trat am 22. Juli der neu gewählte Reichstag gegenüber.

Man hat von dem ersten österreichischen Parlamente Dinge erwartet, die es nicht leisten konnte, und als es sie wirklich nicht leistete, dasselbe viel geschmäht. Die Bedeutung desselben ist vorher, während seiner Existenz und nachher stark übertrieben worden. Es wurde damit eine neue Arena für die Entfaltung demokratischer Forderungen nach der guten und nach der schlechten Seite hin, zugleich aber für die Entwicklung eines langsam heranreifenden konservativen Programms eröffnet. Seine größte Bedeutung liegt wohl darin, daß die Vertreter der verschiedenen Nationalitäten Österreichs hier zum erstenmal aufeinander stießen.

Was den neu gewählten Volksvertretern zunächst fehlte, war damals den meisten deutschen Parlamenten gemein: Geschäftskenntnis und Selbstzucht im Reden; eben wieder eine Folge der früheren Absperrung von der Öffentlichkeit. Die Tätigkeit des Reichstages läßt sich in zwei Perioden von ungleicher Dauer zerlegen; die erste mit geringen Unterbrechungen vom 26. Juli bis 7. September während, befaßte sich mit der Bauernbefreiung, die zweite durch die Wiener Oktoberereignisse stark zerrissen mit der neuen österreichischen Verfassung: eine bäuerliche und eine bürgerliche Periode. Wie sehr der Bauernstand auf die Mitwirkung der Versammlung an der Verbesserung seines Loses hoffte, zeigt schon der Umstand, daß nahezu ein Viertel aller Abgeordneten ihm angehörten; charakteristisch ist der überaus geringe Prozentsatz an Aristokraten. Bei dem ungeheuren Einfluß, den diese Gesellschaftsklasse in Österreich stets ausgeübt hat, ein sehr auffallendes Symptom. Der Antrag des jüngsten Mitglieds der Versammlung, des Doktoranden Kudlich, auf Befreiung der bäuerlichen Untertanen von allen Lasten, trug nun dieser Hoffnung des Bauernstandes Rechnung. In stürmischen Debatten, in unzähligen Reden, in zahllosen Anträgen, Resolutionen, Abstimmungen machte sich in den nächsten Wochen die Wichtigkeit dieses Gegenstandes Luft; besondere Erregung griff Platz, als auch die Kehrseite der Medaille beleuchtet und betont wurde, daß die Großgrundbesitzer für das Aufgeben ihrer

Vorrechte auch entschädigt werden müßten. Die Entscheidung dafür brachte dann namens des Ministeriums Bach; der endgültige Beschluß vom 7. September legte einzelnen Provinzialfonds, nicht dem Gesamtstaate, diese Entschädigung auf: ein Wegweiser für die föderalistische Straße, auf welcher die Entwicklung des Staates wandeln sollte. Ein großer Fackelzug, von niederösterreichischen Bauern bestellt, feierte am 24. September das denkwürdige Ereignis. Man darf es aussprechen, daß der Reichstag nicht nur aus Mitgefühl für den Bauernstand diesen Gegenstand so eifrig ergriffen hat, sondern auch aus Verlegenheit, als Ablenkung. Man scheute sich sofort, der großen Frage des Tages nahe zu kommen, der neuen Gestaltung des Staates: eine Frage, die eine ungeheure Flut von Gegensätzen aufwirbeln mußte, man suchte ein neutrales Terrain, auf dem sich alle Parteien vertragen konnten. Das war erledigt; was nun?

Zwei Dinge allein machten da eine Entscheidung von vornherein unendlich schwer: die Stellung zu Ungarn und die Stellung zu Deutschland. Ein drittes kam hinzu. Die Nationalitätenfrage in Österreich selbst. Die Mehrheit der Abgeordneten gehörte, der Bevölkerungsziffer entsprechend, den Slawen an. Diese mußten jede Verbindung mit Deutschland unbedingt ablehnen; die Deutschen waren darin gespalten, während die meisten für eine — unklare — Vereinigung mit dem Reiche draußen schwärmten, gab es genügend viele, die mit Mißtrauen über die schwarzgelben Pfähle hinausschauten, gegebene Bundesgenossen für die Slawen. Was typisch für die parlamentarischen Zustände in Österreich geblieben ist, was immer nur auf künstlichem Wege für kurze Zeit überbrückt werden kann: das Durcheinandergreifen nationaler und sozialer Momente tritt uns gleich 1848 entgegen. Wir finden Liberale, Konservative, Demokraten bei Slawen und Deutschen, und nun verbinden sich jeweils die ideengleichen, jeweils die sprachgleichen Männer. Die nationalen Gegensätze, z. B. Gleichberechtigung aller Sprachen auch im Reichstage heischend, die während der Debatte über Kudlichs Antrag geschlummert hatten, tauchten sofort wieder auf, als Geschäftsordnung, Menschenrechte, Bürgerpflichten zur Beratung kamen. Vorsitzender war Advokat Schmidt aus Wien; da dieser dem Amte kaum gewachsen war, leiteten seine Stellvertreter in der Regel die Sitzungen, der Tscheche Strobach oder der Pole Smolka. Die Bauern, nachdem sie erreicht

was sie verlangt, zählten wenig mehr mit; unter den bürgerlichen Parteien spielte die demokratische Linke, gestützt auf die Wiener Straße, die Wiener Presse, die Wiener Klubs, die größte Rolle. Das Ministerium hielt sich im Hintergrund, Finanz- und Kriegsminister stark beschäftigt durch die großen Schwierigkeiten ihrer Ressorts, die andern Minister durch die Ungunst und Unruhe der Zeiten in Reformen behindert, die tatsächlichen Leiter sich zurückhaltend: Wessenberg aus Temperament, Doblhoff aus Unbedeutenheit, Bach aus Klugheit. So ist die Arbeitsleistung des Reichsrates in jenen verhängnisvollen Wochen nach dem 7. September unwesentlich; niemand verstand es, die Revolution zu führen, so ging sie führerlos dem Ende, der Vernichtung zu und lenkt unsre Blicke auf die Ereignisse der Straße.

In den Tagen vom 21.—23. August, am 13. und 19. September machte sie sich wieder stark bemerkbar: charakteristisch ist es, wie sehr in einzelne Bestandteile aufgelöst die Wiener Revolution jetzt erscheint. Die Augusttage gehören den Arbeitern. Das Recht auf Arbeit, wie es in Paris, in Berlin anerkannt worden war, machte sich auch in Wien geltend; unnütze Beschäftigung war auch hier in zwecklosen Erdarbeiten im Prater gefunden worden, wo beschäftigungslose Individuen durch Scheinleistungen einen kleinen Tagelohn sich erwerben konnten: eine Maßregel, zusammengesetzt aus Theorie und Verlegenheit. Natürlich daß, sobald dieser Ausweg einmal bekannt geworden war, aus der Umgebung, aus der Provinz Tausende herbeieilten, um des gleichen Vorzugs teilhaftig zu werden, natürlich daß bei der immer steigenden Geldknappheit der Regierung bald die Mittel zu fehlen begannen; am 19. August wurde daher der Tagelohn um ein weniges herabgesetzt. Das brachte die Arbeiter zum Aufruhr; aber Studenten und Sicherheitsausschuß taten nicht mit, versicherten nur wohlwollende Neutralität und mußten zusehen, wie die Regierung mit leichter Mühe die Bewegung niederschlug. Die Studentenlegion hatte stark an Zahl und Bedeutung verloren durch den Schluß des Semesters, der zahlreiche der besten Elemente von Wien abberief. Und was von Studenten in Wien zurückgeblieben war, hatte sich etwas sonderbar bemerklich gemacht bei der Rückkunft der kaiserlichen Familie nach Wien. Ungern war diese dem dringenden Rufe des Ministeriums gefolgt, finster sah der junge

Erzherzog Franz beim Einzuge am 12. August drein. Und bei einer großen Parade zu Ehren des Kaisers, am 19., hatte es die akademische Legion für passend gefunden, beim Vorübermarsche von der Musikkapelle die Strophen vom ledernen Großpapa, das Fuchsenlied „Was kommt dort von der Höh'" erschallen zu lassen. Eine Demonstration, die viele Hörer erkennen ließ, daß eine Eigenschaft selbst im Sturme der Revolution den jungen Leuten nicht abhanden gekommen war: die der Unreife. Aber auch der Sicherheitsausschuß suchte eine Gelegenheit zum Sichgeltendmachen; unleugbar war er durch den Reichstag stark in den Hintergrund geschoben worden.

Er trachtete seine Unentbehrlichkeit zu dokumentieren, indem er seine Demission anbot, aber auf lärmenden Widerspruch hoffte; er sah sich bitter enttäuscht, als das Ministerium kalt die Auflösung annahm und das Wiener Volk den Entschluß ebenso kalt ratifizierte. Nun galt es für die Demokraten, wie Tausenau, Chaizes, die nicht so glücklich waren, wie ihre Gesinnungsgenossen Füster, Violand, Goldmark im Reichstage auftreten zu können, ein neues Forum für ihre Beredsamkeit zu gewinnen, flugs bildete sich ein neues „Zentralkomitee der demokratischen Vereine", das aber dem aufgelösten Ausschusse weder an Zahl noch an Bedeutung gleichkam. Immer mehr eingeschränkt wird der Kreis derer, die nur in fortdauernder Bewegung das Heil der Zeit erkannten, immer größer die Zahl der unmutig, entmutigt oder gleichgültig abseits Stehenden, die, wie es Anton Springer richtig bemerkt, der Reaktion den Kampf gegen die unliebsam aufgekommenen Elemente überließen, ohne zu bedenken, daß diese Reaktion dann allein die Früchte eines Sieges ernten würde.

Wenig klar und schwer zu schildern sind die Bewegungen in der ersten Hälfte des September; sie sind so durchaus künstlich entstanden, künstlich genährt, daß, nachdem die Angst, die Wut des Augenblicks vorbei waren, niemand recht wußte, weshalb er gebebt, weshalb er gezürnt. Attentate des Ministeriums auf die akademische Legion, Attentate des Volkes auf den Reichsrat, alle Möglichkeiten, alle Gerüchte müssen herhalten, um die einschlafenden Leidenschaften neu zu erwecken.

Einen Tag lang wird der Reichstag in Permanenz erklärt, 13. September, der Versuch gemacht, hier ein neues Revolutionszentrum zu schaffen; doch die Komödie wird bald geschlossen.

Ganz anders aber gestalten sich die Dinge, als von auswärts der Wiener Demokratie Hilfe kommt: von Ungarn. Wie sich hier die Verhältnisse zugespitzt haben, das soll an andrer Stelle gezeigt werden; für die Wiener genügte es, daß am 19. September eine sechzehngliedrige Deputation der Magyaren nach Wien kam, um die ungarischen Forderungen bei der Krone durchzusetzen, womöglich durch ein Bündnis mit dem Reichstage, mit den Wiener Demokraten. Der erstere, geführt von den Slawen, von den konservativen Deutschen, wehrte die Linke mit Erfolg ab, die für die Ungarn eintrat, und lehnte einen Empfang der Deputation vor den Schranken des Hauses ab. Um so leichter ward die Wiener Demokratie gewonnen. Es hat genug Stimmen gegeben, welche die letzte Phase der Wiener Revolution, die Oktobertage, einzig und allein auf Rechnung der Ungarn gesetzt haben; das ist wohl sicher in diesem Ausmaße unrichtig, daß die Wiener Demokraten aber an den Ungarn wichtige Verbündete erhalten haben, ohne welche sie kaum ihre Rollen hätten so lange spielen können, ist ebenso sicher.

Es wohnt der Verbindung der Wiener Demokraten mit den Ungarn eine gewisse Berechtigung inne, denn alle freiheitlichen Errungenschaften, für welche die Ungarn kämpften, waren auch den Wienern ein kostbares Gut, und es lag in der damaligen Strömung die Gefahr nicht allzuweit, daß beide verlieren könnten, was sie nicht nachhaltig genug verteidigten. Überdies bildete sich auch in nationaler Hinsicht für Ungarn und für die nach Frankfurt strebenden Demokraten ein gemeinsamer Gegner in der slawischen Welt heraus. Daß dieses Bündnis stets nur ein ganz einseitiges sein konnte, daß die Ungarn wohl durch Ausnützung der Wiener Demokratie einen Druck auf die Regierung auszuüben hofften, daß sie aber ihrerseits nie etwas für jene tun würden und könnten, daß die Ungarn überdies eine Selbständigkeit im Auge hatten, die den Bestand einer Großmacht Österreich ernstlich in Frage stellen mußte, für diese weiten Fragen fehlte den Wiener Führern völlig das politische Verständnis. Sie lebten nur vom Augenblick zum Augenblick und hatten das Bedürfnis, ihre eigne dahinschwindende Bedeutung um jeden Preis zu erhalten und der Regierung bei einer rasch sich bietenden Gelegenheit den Beweis ihrer Lebenskraft zu geben. So entstand die Verbindung zwischen

den Ungarn und den Wienern, die letzteren in den nächsten Wochen so viel Unheil bringen sollte.

Ungarn befand sich damals in vollem Aufstande gegen den Kaiser: als drastischer Beleg diente dafür die Ermordung des kaiserlichen Kommissars Grafen Lamberg am 28. September in Pest, der unbedingte Ungehorsam gegen die kaiserlichen Verfügungen, Ministerernennungen usw. In einem Manifeste vom 3. Oktober antwortete die Regierung ihrerseits mit einer entschiedenen Kriegserklärung an die Ungarn, und die Waffen, die man bisher dem Banus von Kroatien, Jellačič, gegen dieselben in die Hand gedrückt hatte, die sich aber als zu schwach erwiesen, sollten nun von Österreich aus verstärkt werden. Die Waffenruhe in Italien gestattete vornehmlich nach Ungarn das Augenmerk zu richten, und so wie Graf Latour früher ohne Rücksicht auf die häuslichen Wirren Truppen nach der Lombardei gesandt hatte, wollte er es jetzt nach Ungarn hin tun.

Da setzte nun die Wiener Demokratie ein: um jeden Preis diese Kraftäußerung des Ministeriums zu verhindern. Zugleich stempelte sie die Amtstätigkeit und Pflichterfüllung des Kriegsministers einfach zum Verbrechen. Elemente fand sie noch immer genug, auf die sie zählen konnte; die Unruhe der Zeit, einem friedlichen Fortgange von Handel und Wandel feind, mußte immer mehr Existenzen schaffen, die unzufrieden mit dem Bestehenden wurden, nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, immer schärfer trat der Abschaum der Großstadt, der im März noch selbst von den damaligen Revolutionären bekämpft worden war, in den Dienst der jetzigen[1]): und dem Gesetze von der Duplizität von Elementarereignissen, Verbrechen usw. folgend, gebar die Ermordung Lambergs in Pest die Hinschlachtung Latours in Wien.

Für den 6. Oktober erhielt das Grenadierbataillon Richter, das in Wien garnisonierte, den Befehl, mittels Nordbahn nach Ungarn abzurücken. Diese Soldaten waren oft und viel mit der Revolution in freundliche Berührung getreten; die Ängst-

---

1) Aus den Märztagen berichtete Adam Wolf: „Mit einem alten Schläger in der Hand führte ich meine Leute in der Nacht gegen Diebe und Mordbrenner in den Vorstädten. Das war eine Nacht!" (13. auf 14. März), und jetzt im Oktober schreibt Adolf Pichler: „Mir kam vor, als habe ich nie so viele unheimliche Gesichter gesehen."

lichkeit, mit der die Regierung einen Zusammenstoß mit der Bürgerwehr und der akademischen Legion zu verhindern gewußt hatte, mußte ihnen einen sehr schiefen Begriff von der Sachlage beibringen, was Wunder, wenn ihnen jetzt die Abmahnungen der Demokraten, dem Befehle des Kriegsministers Folge zu leisten, die sichere Hoffnung erweckten, auf diese Art im bequemen Wien zu bleiben, statt auf ein unbekanntes Kampfesfeld gehen zu müssen. Der Mut des Widerstandes wurde noch stark belebt durch reichlichen Weingenuß, dem sie in der Nacht zum 6. Oktober ausgesetzt blieben. Graf Latour hat jedenfalls den Gedanken nie gefaßt, daß österreichische Soldaten ihren Eid brechen könnten. So überließ er die Grenadiere allen auf sie einstürmenden Einflüssen, denen sie rasch erlagen. Als dann der Abmarsch erfolgen sollte, weigerten sie sich; die Wiener Revolutionäre besetzten den Bahnhof, ein paar Bataillone, die den Abmarsch der Grenadiere im letzten Augenblick erzwingen sollten, erwiesen sich als zu schwach, ihr Kommandant General Bredy fiel, ihre Kanonen wurden weggenommen und im Jubel marschierten Grenadiere und Volk nach der Stadt zurück. Hier war auch die größte Aufregung ausgebrochen — niemand wußte recht warum — künstlich wurde sie gesteigert: Nachgeben des Ministeriums, Rücknahme aller den ungarischen Feldzug betreffenden Maßregeln wurde verlangt, die Wiener Demokraten mochten hoffen, an diesem Tage den Sieg für die Ungarn selbst zu erfechten; jede Mäßigung, jede Besonnenheit fehlte; der Reichstag konnte erst in den Abendstunden zusammentreten, und was einzelne Männer zur Beruhigung der Gemüter unternahmen, blieb ergebnislos. Es war ein Rausch, der sich selbst von Stunde zu Stunde steigerte; Zuzug erfolgte aus den Vorstädten, Proletarier aller Art kamen mit wahllosen Waffen, die Arbeiter, ingrimmig über ihre bisherigen Enttäuschungen, versuchten nochmals die Gesellschaftsordnung zu ihren Gunsten zu ändern, viele bessere Elemente erlagen zuerst den Schlagworten des Tages, um sich dann später unwillig zurückzuziehen. Und da die Menge stets nach einem bestimmten Angriffsobjekte sucht, so wurde jetzt der Kriegsminister als solches ausersehen. Es ist widrig, den einzelnen Peripetien dieses Dramas nachzugehen; wie er zuerst mannhaft der Gefahr trotzte, dann doch der Klugheit nachgebend sich ein Versteck und eine Umkleidung gefallen lassen mußte, wie von verschiedenen Seiten, mehr weniger ge-

schickt, seine Rettung versucht wurde, alles vergebens blieb, der alte, brave General doch schließlich von Wütenden erbarmungslos in der unmenschlichsten Weise hingemordet wurde . . .

Auch während dieser Stunden benahmen sich Regierung und der Stadtkommandant Graf Auersperg höchst wankelmütig und schwächlich, gelähmt durch die Besorgnis, in Gegenwart der kaiserlichen Familie einen Straßenkampf hervorzurufen. So blieben wiederum die Barrikaden leichte Sieger, ja selbst des Zeughauses konnte das Volk sich im Laufe der Nacht bemächtigen.

Aber der Bogen war doch zu stark gespannt worden, er zersprang; alle Versuche, die jetzt gemacht wurden, über die schreckensvollen durch nichts zu entschuldigenden Vorfälle des Tages hinwegzugleiten und den Fortbestand der früheren Verhältnisse in Wien zu wahren, schlugen fehl. Es war der Anfang vom Ende. Zuerst wurden der Kaiser und seine Familie aus der Gefahr entfernt; diesmal ging die Reise nach Olmütz. Eine Proklamation, die zurückgelassen wurde, brach in den schärfsten Worten den Stab über das Geschehene: „Was ein Herrscher — hieß es da — an Güte tun konnte, habe ich erschöpft. Mit Freuden gewährte ich die Konstitution, begab mich der absoluten Gewalt. Als ich im August in die Hauptstadt zurückkehrte, tat ich es mit Vertrauen auf die Wiener. Die Anarchie hat ihr Äußerstes getan; mein Kriegsminister ist ermordet, den sein graues Haar hätte schützen sollen, nun verlasse ich die Hauptstadt, um meinen Wienern Hilfe zu bringen. Wer das Gute will, schare sich um seinen Kaiser."

Und nicht unberechtigt und nicht vergeblich war dieser Aufruf, denn die letzten Anhänger verlor die Wiener Revolution am 6. Oktober unter den bürgerlichen Parteien. Was von jetzt ab ausharrte, tat es um des Selbstzweckes willen oder versuchte mit übermenschlicher Anstrengung Unmögliches, nämlich eine Versöhnung der Gegensätze ohne Preisgeben des Errungenen. Auf diesem Standpunkte stand der Wiener Reichstag oder vielmehr der Rumpf desselben, denn ein großer Teil — alle Slawen — verließ in den nächsten Stunden gleichfalls Wien. Schärfer wurde mit jedem Tage die Scheidung zwischen schwarzgelb und schwarzrotgold, welch letztere Farben aber mißbraucht wurden, um Selbstsucht, Unverstand und Wahnwitz zu decken. Fürst Windischgrätz, dessen Persönlichkeit an andrer Stelle beleuchtet

werden soll, wurde zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Streitkräfte — mit Ausnahme der Armee Radetzkys — ernannt und bekam den Auftrag, Wien zu erobern. Graf Auersperg räumte mit seinen wenigen Truppen den Schwarzenberggarten, sein bisheriges Lager, und zog sich vor Wien zurück zur Vereinigung mit den Soldaten des Banus Jellačič, die eben vor der ungarischen Revolutionsarmee nach Niederösterreich sich zurückziehen mußten. Unter den vielen Kopflosigkeiten, die der österreichischen Regierung damals zur Last fielen, ist wohl eine der größten gewesen, daß man Wien, wo es eine überaus große Anzahl ruhiger und loyaler Bürger und nur eine geringe Zahl Aufgeregter gab, einfach seinem Schicksal überließ, daß man es des Hochverrats schuldig werden ließ, um es dann einzunehmen, und dadurch jedenfalls mitschuldig wurde an dem später vergossenen Blute.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die darin schwarze Tücke von seiten der Regierung witterten, und im Säumen Windischgrätz', Ernst zu machen, eine Bestätigung ihrer Ansicht sahen: man habe die Stadt absichtlich so weit getrieben, um leichter Rache nehmen und Gericht halten zu können. So viel Raffiniertheit ersinnt nur die klügelnde Erwägung einer richtenden Nachwelt; im Drange des Augenblicks genügen vollständig Ungeschicklichkeit, Unsicherheit und militärische Unfähigkeit zur Erklärung des Geschehenen.

In den Tagen vom 12. Oktober, wo Auersperg zurückging, bis Ende des Monats steigerte sich die Aufregung in gewissen Teilen der Bevölkerung bis zur Fieberglut; während man die Ermordung Latours so gut als möglich mit der Leidenschaft des Pöbels erklären wollte, gab die Auffindung der scheußlich verstümmelten Leiche eines Technikers im verlassenen Lager der Kaiserlichen den Volkstribunen Wiens Gelegenheit, die Roheit der Soldateska in den glühendsten Farben zu schildern. Immer mehr wurde alle Besonnenheit in Wien zurückgedrängt, und der Wahnwitz, der zu herrschen begann, beschloß die Verteidigung der Stadt gegen Windischgrätz.

Fast alle Minister — bis auf Kraus — hatten ebenfalls Wien verlassen — eine gesetzliche Autorität gab es hier nicht mehr, denn dem Rumpfreichstage fehlte ja in lokalen Angelegenheiten jedes Mandat, er wurde bald darauf von Wien nach Kremsier verlegt — so ist Wien damals Gewalten aus-

geliefert, die freiwillig ihr Amt übernahmen; einem rasch neugebildeten Gemeinderat, dem Zentralkomitee der demokratischen Vereine, den kärglichen Resten der Nationalgarde und der Studentenlegion, in die mittlerweile Elemente aufgenommen worden waren, die nicht hineingehörten. Daneben wurde aus den Proletariern eine Mobilgarde gebildet — gern nahmen auch die Arbeiter die Gelegenheit wahr, jetzt, nachdem die staatlichen Arbeitswerkstätten von selbst aufgehört hatten, hier Beschäftigung und Unterhalt zu gewinnen; völlig im unklaren aber waren sie, wohin diese Bewegung führen sollte. Ihnen schloß sich alles an, was arbeitslos und arbeitsunlustig war; ohne diese mit Mut und Verzweiflung sich schlagenden Bataillone hätte der Widerstand überhaupt nicht so lange dauern können. Noch andre Spukgestalten gebar die Zeit: so ein Korps Amazonen, das meistenteils aus unbußfertigen Magdalenen bestand. Der Bürger aber blieb zitternd hinter dem Ofen sitzen und hoffte auf Erlösung durch Windischgrätz. An die Spitze der Kämpfer ward ein ehemaliger Offizier, Wenzel Messenhauser, gestellt, der zu unruhig und zu ehrgeizig für eine langsame Subalternkarriere gewesen war und die gärenden Gedanken seines Hirns in schlechte Romane umgesponnen hatte, der nun beide Eigenschaften seiner bisherigen Tätigkeit anwenden konnte, die militärische in der Verteidigung der Stadt, die rhetorische in ungezählten Proklamationen. Dabei war es ein naiv ehrlicher Mann. Nicht ganz das gleiche kann man von seinen Untergebenen sagen, Fenner von Fenneberg, Haug und namentlich dem Polen, General Bem, der dafür alle an militärischen Talenten turmhoch überragte. Er ist der beste Typus des vaterlandsflüchtigen, polnischen Revolutionärs jener Tage, der überall anzutreffen ist, wo Unruhe ist, der das Unglück seiner Heimat in die ganze Welt hinausträgt und, indem er für die Geknechteten aller Länder kämpft, für die eigne Freiheit zu streiten meint. Ein Typus, der freilich durch Eigennutz, Eitelkeit, Aufgeblasenheit vielfach stark angekränkelt wird.

Langsam ist Windischgrätz herangezogen, hat sein Heer vereint, Wien eng umschlossen, den Zuzug von Lebensmitteln verwehrt. Vergebens sind alle Versuche, mit ihm, mit der Regierung in Olmütz zu verhandeln. Vergebens reisen aus Frankfurt zwei Kommissäre des Parlaments, Welcker und Mosle, nach Österreich; sehr unnötig sendet die Linke des deutschen Reichs-

tages vier Abgeordnete, darunter Robert Blum und Julius Fröbel, nach Wien. Sie können hier nichts andres tun, als sich selbst ganz unnütz exponieren. Und Windischgrätz antwortet auf alle Mahnungen von Abgeordneten aus Wien, Frankfurt, Pest nur: mit Rebellen verhandle ich nicht. Von seinem Standpunkte, als Soldat, der von seinem Kaiser den gemessenen Befehl bekommen hat, Ordnung zu schaffen, und dazu unbeschränkte Machtvollkommenheit, war seine Auffassung die einzig richtige. Mit der Straße paktieren konnte man nicht mehr. Nur hat Windischgrätz hier vor Wien zwei große Fehler begangen, er hat zuerst den Widerstand der Revolutionäre unterschätzt und dann ihn überschätzt. Statt sofort Ernst zu machen und am 22. Oktober voraussichtlich ohne große Verluste die Stadt einzunehmen, glaubte er nicht an die Möglichkeit eines wirklichen Widerstandes, meinte nicht das Leben seiner Soldaten aufs Spiel setzen zu müssen und wartete auf die freiwillige Übergabe der Stadt. Gerade dadurch ließ er der Verzweiflung Raum sich in Wien zu entfalten, nährte die Gerüchte von seiner Schwäche, die Gerüchte von dem zu erhoffenden Entsatze durch die Ungarn. Als er sich dann wohl oder übel entschließen mußte, an den Ernst der Wiener Revolutionäre zu glauben, und zum Angriffe schritt, hätte er gleich nach der Einnahme der Leopoldstadt und der Landstraße (28. Oktober) die ganze Stadt einnehmen können; da bewertete er den Widerstand aber zu hoch, glaubte sich mit dem Errungenen begnügen zu sollen und ließ abermals den Wienern Zeit, damit neues Unheil auf ihre Häupter zu beschwören. Langsam aber sicher brach sich selbst in den Köpfen der Demokraten die Überzeugung Bahn, daß weiterer Widerstand unmöglich sei — blieben doch die Wiener trotz aller Vorspiegelungen auf sich allein angewiesen; die Ungarn kamen nicht, die Provinz blieb ruhig, die Bauern, die beim Fackelzuge am 24. September versprochen hatten, das nächste Mal nicht mit Fackeln, sondern mit Waffen zu kommen, glänzten durch Abwesenheit, auch das übrige Europa blieb müßig. So wurde am Abende des 29. eine Kapitulation aufgesetzt; auch hier verging unnötige Zeit, die den Wienern Muße zu einem letzten Verzweiflungsakte ließ; denn am 30. kamen wirklich die Ungarn; ein Gefecht entspann sich zwischen ihnen und den Kaiserlichen bei Schwechat und ohne weiteres in blindem Vertrauen auf den erträumten Sieg der Bundesgenossen schlugen

die Wiener, ohne Rücksicht auf die geschlossene Kapitulation, neuerlich los. Die Ungarn wurden nach ein paar Stunden zurückgeschlagen, und nun traf Wien die volle Rache Windischgrätz'; nach einem Bombardement, das bedeutende Feuersbrünste entflammte, kam es zum Sturme und zur blutigen Einnahme der Stadt, die Hunderten von Verteidigern, Arbeitern, Studenten, Proletariern das Leben kostete und den kaiserlichen Truppen (Kroaten, Tschechen, Polen) Raum zu Plünderung und Ausschreitungen aller Art gab. Von einer durch Kampf und äußersten Widerstand entflammten Soldateska zu verlangen, sie solle züchtiglich Ordnung halten und die Wiener Demokraten zart behandeln, war ein Unding. Die Bestie im Menschen, wenn sie wach geworden, kann nicht gleich gezähmt werden.

Am 1. November war Fürst Windischgrätz Herr der Stadt; die Wiener Revolution, die hoffnungsfreudig im Frühlinge begonnen hatte, lag im Herbste zerbrochen am Boden. Zweig auf Zweig war von dem rasch emporgeschossenen Baume abgefallen, sein ebenso rasch morsch gewordener Stamm war geborsten, eine Allerseelenstimmung fiel über Stadt und Land, was würde die Zukunft bringen?

III. Die österreichischen Provinzen — Italien, Ungarn, Böhmen.

Kaum irgend eine Provinz Österreichs konnte sich der gewaltigen Einwirkung der in Wien siegreichen Revolution entziehen; wir treffen Erregung der Gemüter in Graz, in Linz, in Salzburg, in Brünn; überall jubelnde Zustimmung zu dem Geschehenen, überall Errichtung einer Bürgerwehr: die Waffe däuchte dem damaligen Bürger geradezu ein Symbol seiner erlangten Mündigkeit; die böhmische Bäderstadt Teplitz hat sogar ihre Freiwilligenmacht durch Kanonen verstärkt. Von Einfluß auf die Fortentwicklung der Dinge sind solche provinzielle Bewegungen nicht gewesen, um so bedeutungsvoller wurden aber die Revolutionen in Oberitalien, in Ungarn, in Böhmen; von diesen wird daher hier ausführlicher die Rede sein müssen.

In Italien begegnete die Vorherrschaft Österreichs seit langem der heftigsten Gegnerschaft von seiten der Nationalgesinnten; erstreckte sich doch der Einfluß dieser Macht nicht nur auf die direkt in ihrem Besitze befindlichen Provinzen, Lombardei

und Venetien, sondern auf den größten Teil des ganzen Landes, auf Parma, Modena, Toskana, Genua, selbst auf den Kirchenstaat und Neapel. Den wiederholten Versuchen des „jungen Italiens“ unter Mazzini dieses Joch abzuschütteln ist Österreich immer wieder mit Erfolg begegnet und hat sich unter dem Einflusse dieser fortdauernden Reizung da zu einer Polizeimacht ersten Ranges entwickelt. Hatte es in den deutsch-slawischen Ländern die Notwendigkeit gefühlt, spürend und hemmend in alle Verhältnisse des täglichen Lebens einzugreifen, um wie viel mehr mußte das dort der Fall sein, wo tatsächlich der Drang nach Losreißung von österreichischer Herrschaft zu bekämpfen war. Der Druck der Regierung lastete darum auf der Lombardei und auf Venetien viel stärker, als anderswo in Österreich; hier schien er mit der süßen Gewohnheit des Daseins unzertrennbar verbunden zu sein, während dort die stete Mahnung an die Möglichkeit, diese Fremdherrschaft abzuschütteln, ihn unerträglich erscheinen ließ. In den kleinlichsten Dingen äußerte sich der Unabhängigkeitstrieb im österreichischen Italiener; daß der Garnison Radetzkys im Skalatheater zu Mailand die ersten Sitzreihen vorbehalten waren, empfand man als Demütigung; das Tabakrauchen und Lottospielen wurde eingestellt, um diese Monopole Österreichs zu schädigen; es kam vor, daß den österreichischen Soldaten zu Mailand die Virginia aus dem Munde geschlagen wurde.

Auch in Italien ging damals nationale und politische Freiheitssehnsucht Hand in Hand; großer Jubel erhob sich, als der 1846 neugewählte Papst Pius IX. schon ein Jahr später seinem Staate eine Verfassung gab und Miene machte, die Übelstände des bisher so schlecht regierten Staates abzustellen; auch Sardinien und Toskana folgten, in Palermo und Neapel wurde König Ferdinand II. vom Volke dazu gezwungen. Welch ungeheures Zündmaterial mußte sich in Oberitalien anhäufen, wo Nationalität und Politik zusammentrafen. Der zündende Funke da hinein war die Nachricht von der Wiener Erhebung; am 17. März brach der Sturm in Mailand, am 18. in Venedig los. Am 22. mußte Radetzky schweren Herzens die lombardische Hauptstadt räumen, dasselbe Schicksal traf Zichy in Venedig. Karl Albert von Sardinien, von dem Wunsche geleitet, Erbe Österreichs zu werden, schlug gleichzeitig los; in andern Staaten, wie Parma, Modena, wurden die Dynastien

vertrieben. Noch war es aber nicht möglich gewesen, wie es dann 1859 der Fall war, diese verschiedenen — örtlich und ursächlich verschieden — Bewegungen in eine große allgemeine zusammenzufassen; wir finden republikanische, demokratische, sardinische, römische, venetianische Sonderpläne gegeneinander ankämpfen und sich dadurch schwächen. Dazu besaß Österreich damals in Radetzky einen ausgezeichneten General, dem das junge Italien auch nicht im entferntesten einen ähnlichen Mann entgegenstellen konnte. Weder Karl Albert, noch Mazzini waren zu einer führenden Rolle geeignet. In der Selbstbeschränkung auf heimischen Boden zeigte sich nur der Diktator der venetianischen Republik, Daniel Manin, wahrhaft groß.

Es ist das Verdienst des Kriegsministers Latour gewesen, die österreichische Armee in Italien trotz aller ungünstigen Verhältnisse der Monarchie so gestärkt zu haben, daß sie wieder zur brauchbaren Waffe in den geschickten Händen Radetzkys wurde. Bei Custozza ist damals, Ende Juli 1848, sein Haupterfolg zu verzeichnen, der ihm die Tore Mailands wieder öffnete und den König von Sardinien zum Abschlusse eines mehrmonatigen Waffenstillstandes zwang. (9. August.)

Damit war eine Ohnmachtsperiode des Donaustaates beendet, die auch dem Auslande Gelegenheit zu unbilliger Einmischung gegeben hatte; in England hatte Minister Palmerston sein möglichstes getan, um die Lombardei zu befreien. Wüst und unsicher blieben die Zustände in Italien. Venedig behauptete seine Unabhängigkeit; in Ober- und Mittelitalien herrschte die Demokratie weiter, die sehr mißtrauisch das Tun Karl Alberts verfolgte; in Rom hatte die weitere Haltung Pius' IX. stark enttäuscht und den Beweis geliefert, daß ein liberaler, verfassungstreuer Papst im westeuropäischen Sinne des Wortes mit Ursprung und Zweck des Papsttums nicht vereinbar sei. Mit der Ermordung seines Ministers, Rossi, 15. November 1848 begannen Wirren, die bald mit der Vertreibung Pius' und der Begründung einer römischen Republik endeten. Auch in Unteritalien hatte sich Ferdinand II. durch Anwendung von Gewalt wieder in teilweisen Besitz der abtrünnig gewordenen Insel Sizilien gesetzt.

Günstige Erfolge der kaiserlichen Waffen in Ungarn, das entschlossene Auftreten der späteren österreichischen Minister ließen erwarten, daß die gesammelte Macht Österreichs sich bald

mit aller Wucht auf Sardinien stürzen werde. Dem wünschte Karl Albert zuvorzukommen; auch durch republikanische Umtriebe in seinem eignen Lande besorgt gemacht, kündigte er den Waffenstillstand und begann am 20. März 1849 aufs neue den Krieg. Blitzschnell fiel die Entscheidung. Bei Novara und Mortara wurde er völlig besiegt und dankte zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel II. ab, der sofort am 24. März einen Waffenstillstand mit Radetzky schloß, dem später der definitive Frieden folgte, auf der Basis der früheren Zustände in Italien abgeschlossen. Auch der übrigen Revolution in Italien wurde man noch im Laufe des Jahres Herr, in Rom mit französischer Hilfe. Besonders grausam zeigte sich die Reaktion im Königreiche beider Sizilien. Die Wiedereroberung des österreichischen Teiles von Italien füllte die nächste Zeit an; durch besondere Tollkühnheit zeichnete sich die Bevölkerung von Brescia aus, die dann durch die Energie Haynaus — eines militärischen Schülers Radetzkys — in wütendem Straßenkampfe bezwungen wurde; das gerechte Strafgericht, das über die Aufständischen ausbrach, ist aber nicht Haynaus Werk gewesen, so daß er ganz ungerechtfertigt den schmähenden Beinamen der „Hyäne von Brescia“ erhalten hat. Am längsten leistete Venedig Widerstand, das erst am 24. August 1849 bezwungen werden konnte. Scharf wurden die Zügel der österreichischen Regierung in Oberitalien wieder angezogen; unmöglich war es, nach dem Geschehenen, auf ein freundliches Zusammenleben zwischen Besiegten und Siegern zu rechnen; alle späteren Bemühungen der Wiener Regierung scheiterten am nationalen Hasse der Italiener. Diese hatten aus der unglücklichen Bewegung der Jahre 1848/49 gelernt, daß man mit Verschwörungen und radikalen Sonderprogrammen nicht weit komme, und daß eine Unterstützung von außen nötig sei: eine Lehre, die sie 1859 voll beherzigt haben.

Ganz anders lagen die Dinge in Ungarn. Hier war es ein abgerundetes, in sich geschlossenes Volkstum, das durch Erbschaft vor Jahrhunderten zu den deutschen Erbländern Österreichs gekommen war und stets nach Selbständigkeit gerungen hatte. Aber nach einer Selbständigkeit, die ganz gut in freier Vereinbarung einen Anschluß an das weitere Österreich zuließ.

Versuche einheimischer Magnaten, ein eignes Königreich Ungarn zu bilden, waren an den unzulänglichen Mitteln gescheitert; der langjährige Bundesgenosse, der Türke, erwies sich als höchst eigennützig, schließlich war die Herrschaft der Habsburger gar nicht unerträglich erschienen. Auf den Reichstagen raufte man sich tüchtig mit den Wiener Ministern herum, entzog sich so weit als nur irgend möglich allen Anforderungen in bezug auf Steuer- und Kriegsdienstleistung, hatte als Rückgrat des Widerstandes einen starken, sich fühlenden Adel, dem durch das vielfach verbreitete kalvinische Bekenntnis noch eine weitere Eigenständigkeit gegeben war. Im übrigen genoß man gern der Vorteile, die der Anschluß an ein größeres Reich bot und hielt an den Habsburgern fest nach dem Grundsatze „Unser König absolut, wenn er unsern Willen tut“.

Scharf hineingreifend in diese lockeren Verhältnisse fuhr die Faust Kaiser Josefs II. Mit dem starken Willen begabt, aus dem Provinzenbündel einen wirklichen Einheitsstaat zu bilden, und aus Gründen der Zweckmäßigkeit bestrebt, in diesem neuen Österreich das deutsche Element als Regierungsbasis zum führenden zu machen, versuchte er auch Ungarn zu reorganisieren. Hier stieß er aber auf lebhaften Widerstand und entfesselte schlummernde Triebe. Die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft regten weiter die nationalen Keime zum Aufblühen an. Der Wunsch nach gesetzlicher Unabhängigkeit wuchs in Ungarn immer mehr heran und zwar unter Betonung des ungarischen Elements. In dem vom Kaiser Josef heraufbeschworenen Kampfe der deutschen gegen die bis dahin in Ungarn herrschende lateinische Sprache siegte — als dritter, der sich freut — die ungarische. Noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts war es gelungen, ihr auf den Reichstagen Eingang zu verschaffen; die Unabhängigkeit der Komitatsregierungen von der ungarischen Hofkanzlei in Wien wurde immer offenbarer; eine politische Jugend wuchs heran, die im Kampfe gegen Österreich Befriedigung ihres Patriotismus, dann aber auch die Möglichkeit fand, die eigne Bedeutung in helles Licht zu setzen. Bald ragte unter ihr der Rechtsgelehrte und Journalist Ludwig Kossuth hervor (geboren 1805). Viel weniger als irgend ein andrer Teil Österreichs hatte Ungarn vor 1848 unter politischen und nationalen Drangsalen zu leiden gehabt, der Trieb zur Revolution, dem wir auch hier begegnen,

wurzelt einzig und allein in der von alters her großgewordenen und bis heute noch nicht befriedigten Sucht der Ungarn, sich — unter kluger Schonung der vorteilhaften Verbindung mit Österreich — die größtmöglichste Selbständigkeit zu erringen. Es war der große Fehler Kossuths, an dem er zugrunde gegangen ist, daß er glaubte, jene Verbindung ganz lösen zu können.

Schon am 3. März hatte er Gelegenheit gefunden, in einer seiner hinreißenden Reden sein damaliges Programm zu entwickeln: zunächst Sturz des Systems Metternich und eine Verfassung für alle Völker Österreichs. Laute Zustimmung mußte er da in Gesamt-Österreich finden. Als dann durch den Erfolg der Wiener Revolution dieses Programm verwirklicht schien, konnten die Ungarn einige Schritte weitergehen. Eine Reihe von Wünschen der Selbstverwaltung unter einem ungarischen Ministerium mit eignen Finanzen und Soldaten wurde am 10. April in Wien bewilligt. Bei der da herrschenden Verwirrung und Schwäche war überhaupt alles zu erreichen; das Wiener Ministerium beeilte sich, durch Nachgiebigkeit jede weitere Reibung zu beseitigen, und flößte damit den nichtdeutschen Völkern in Österreich Hoffnungen ein, die es selbst nie für bare Münze genommen hatte, und die es, sobald es zur Besinnung und zu einiger Kraft kam, zurücknehmen wollte. In Prag ist das, wie wir hören werden, gelungen; nicht so in Ungarn, wo man auf dem Scheine bestand. Ein Ministerium Batthyany wurde eingesetzt, in das auch der edle und gelehrte Graf Szecheny eintrat; der spiritus rector des Ganzen blieb der geistvolle, energische, unendlich rührige Kossuth. Eine Äußerlichkeit zeigte den Beginn der neuen Verhältnisse in Ungarn an, am 14. April übersiedelte die Regierung aus der alten Krönungsstadt Preßburg in die Hauptstadt Pest-Ofen. Der Kontakt mit Wien wurde durch den Erzherzog Stephan, der den altherkömmlichen Titel eines Palatins trug, angedeutet.

Auch in Ungarn hielten sich die Patrioten für verpflichtet, mit allen Mitteln die Sicherung des Erworbenen durchzuführen, gleichzeitig aber auch die unsicheren Verhältnisse jenseits der Leitha auszunützen, um noch möglichst viel für sich herauszuschlagen. Zum Unglück für sie trafen sie aber zu Hause selbst auf Widerstand in den zahlreichen nichtungarischen Elementen Ungarns.

Abgesehen von den Slowaken im Nordwesten des Landes waren infolge langjähriger Verknüpfung zu berücksichtigen die Kroaten und Serben im Süden von Ungarn, die Deutschen und Rumänen in Siebenbürgen. Denn nicht lediglich auf Ungarisch redende Landesteile wollten die Machthaber in Pest sich beschränken, sondern ein alle Nebenländer umfassendes Großungarn herstellen. Damit schlugen sie der eignen nationalen Theorie ins Gesicht und schufen aus natürlichen, den deutschen Wienern entgegengerichteten Bundesgenossen grimme Feinde. Die slawische Opposition Ungarns verkörperte sich damals in dem kaiserlichen Obersten Josef Freiherrn von Jellačič, den sie sich zum Führer erkor, und dessen Ernennung zum Feldmarschall und Gouverneur — Banus — von Kroatien sie durchsetzte. Es war ein Mann, über dessen militärische Befähigung sich streiten läßt, der aber durch den ungewöhnlichen Zauber seiner Persönlichkeit, durch Klugheit und Redegewandtheit eine mächtige Position sich erwarb, und der in den außerordentlichen Verhältnissen jener Zeit durch geschickte Benützung derselben eine Rolle spielte, die ihm unter geordneten Zuständen kaum zugefallen wäre.

Der Gegensatz der Nationalitäten in Österreich gibt einer klugen, energischen Regierung, die nicht mit Politik Handel treiben muß, sondern wirklich handeln kann, eine mächtige Waffe in die Hand; sie kann stets die eine Nationalität gegen die andre ausspielen und durch die gegenseitige Eifersucht vieles erreichen, was in einem einsprachigen Staate nicht möglich wäre. Wir wissen bereits, daß diese geforderten Eigenschaften der damaligen Wiener Regierung nicht im entferntesten zukamen. Wir bemerken darum auch kein politisches Gegeneinander-Ausspielen der nationalen Ansprüche, sondern ein Hin- und Herschwanken, eine Gesinnungslosigkeit, über die stets der Letztgekommene triumphiert.

Das zeigt sich am deutlichsten im Monate Juni; während zuerst eine Abordnung der Ungarn am kaiserlichen Hoflager in Innsbruck mit Auszeichnung empfangen und ihren Wünschen weitestgehende Rechnung getragen wurde: der kroatische Landtag aufgelöst, der Banus seines Amtes entsetzt, die ungarischen Slawen zu unbedingtem Gehorsam gegen die Pester Regierung verpflichtet wurden, gelang es dem nach dem 10. Juni ebendort eintreffenden Jellačič, für sein Verhalten Billigung zu finden, seine militärische Opposition gegen die Ungarn sanktioniert zu

erhalten und eine Ausnahmestellung zu erringen, so daß er unter Mißachtung ministerieller und selbst kaiserlicher Befehle die Politik treiben durfte, die er selbst für die richtige hielt. Man hatte in Innsbruck offenbar deutlich die Überzeugung erhalten, daß man gegen Kossuth und seine Anhänger bisher viel zu nachgiebig gewesen sei; ein Überschäumen dagegen des sich damals so unterwürfig bietenden Slawentums glaubte man nicht befürchten zu müssen; wie leicht mit Auswüchsen desselben abzurechnen war, zeigte der in jene Tage fallende verhältnismäßig leicht niedergeworfene Prager Aufstand. Es kam zur Unterstützung dieser neuen Richtung der siegreiche Abschluß des ersten Teiles des Kampfes in Italien durch Radetzkys Julisiege; gestützt auf das wiedererworbene militärische Prestige, auf die willfährig sich als Werkzeug darbietende südslawische Bewegung, getäuscht durch die relative Ruhe in Wien seitens der Stadt und des Reichstages, glaubte die Hofpartei den östlichen Ereignissen näher treten zu können; Kaiser Ferdinand kehrte Anfang August nach Wien zurück, es galt jetzt, die Auseinandersetzung mit Ungarn günstig zu lösen, d. h. sie zur Zurückgabe der so rasch errungenen Freiheiten zu veranlassen.

Offenbar ist auch Jellačič bei seinen Ratschlägen ganz im unklaren geblieben über die Stärke der nationalen Bewegung in Ungarn, über das Gewicht der Persönlichkeit Kossuths. Denn von nichts waren diese Patrioten weiter entfernt, als von Aufgabe ihrer Stellung. Was sie erreicht hatten, wollten sie festhalten, selbst wenn sie die Armee, die sie zum Kampfe gegen Jellačič aufgestellt hatten, gegen den Kaiser selbst verwenden müßten. Die furchtbarste Aufregung ergriff Ungarn; ein Verteidigungsausschuß, dessen Seele wieder Kossuth war, wurde eingesetzt; der Erzherzog Palatin, seiner undankbaren Stellung müde, verließ das Land, der neu ernannte kaiserliche Kommissär Graf Lamberg wurde am 28. September auf der Pest-Ofener Kettenbrücke ermordet, Graf Eugen Zichy als Träger eines kaiserlichen Manifestes, das gegen die ungarische Unbotmäßigkeit gerichtet war, verurteilt und erschossen. Daraufhin wurde am 3. Oktober in Wien der ungarische Reichstag für aufgelöst erklärt, der Belagerungszustand über Ungarn verhängt und Jellačič zum Exekutor des kaiserlichen Willens ernannt — der Krieg zwischen Österreich und Ungarn brach aus; die Ungarn erklärten das kaiserliche Manifest für ungesetzlich,

den Reichstag für unauflösbar, den Banus in die Reichsacht. Letzteres schloß bereits ein selbständiges Reich Ungarn ein. Hingerissen durch die Gewalt der Tatsachen, durch den Wortbruch der Wiener Regierung traten alle radikalen Elemente in den Vordergrund, die konservativen Warnungen verhallten, Graf Stephan Szecheny zog sich von der Regierung zurück und verfiel in Schwermut über die schwierige Lage seines Volkes.

Der Versuch der Ungarn, mit Unterstützung der Wiener Demokratie eine Änderung der Verhältnisse zu erzwingen, mißlang, wie bereits geschildert worden ist; ebenso ihr späterer Versuch, die Wiener Revolutionäre militärisch zu unterstützen. Dagegen gelang es, sich Jellačič vom Halse zu halten. Immer kräftiger wurde die kaiserliche Regierung; als letzte Konsequenz dieser Stärkung ist wohl die Abdankung Kaiser Ferdinands zu betrachten, der anscheinend alle Versprechungen seiner 1848er Ministerien mit sich ins Privatleben nahm und seinem Nachfolger reinen Tisch ließ. Es folgte eine Proklamation aus Olmütz, in der ein verfassungsmäßiges Zusammenleben aller Völker Österreichs betont wurde.

Mit der Schärfe des Schwertes mußte aber diese staatsrechtliche Anschauung den Ungarn beigebracht werden. Während sich bis jetzt der Angriff derselben gegen den alten Kaiser gerichtet hatte, konnte es jetzt ihren Theorien besser entsprechen, für die Aufrechterhaltung seiner Herrschaft, damit seiner Versprechungen, einzutreten. Doch sind das alles Fiktionen ohne tatsächliche Bedeutung. Viel schwerwiegender war es, daß es den Ungarn gelang, sich Geld und Truppen zu verschaffen. Männer wie Meszaros, Perczel, Görgei, Klapka, Dembinski und Bem, letztere zwei Polen, traten in Aktion. Von diesen sicher Görgei und Bem die bedeutendsten. Ersterer ein Ungar, zuerst Offizier, später Chemiker, wußte die ungarische Armee zu organisieren; der andre unstreitig mit großen strategischen Talenten ausgerüstet, aber ein Berufsrevolutionär ohne engeres Vaterlandsgefühl mit der polnischen Unglücksmaske, leistete später als Eroberer von Siebenbürgen besonders Wichtiges. Zum Befehlshaber der kaiserlichen gegen Ungarn bestimmten Truppen wurde Fürst Alfred Windischgrätz ernannt, der Sieger von Prag und Wien, der Mann, der ursprünglich schon im März 1848 zum Retter des Systems bestimmt gewesen war, der aber im Sturme der Verhältnisse rasch in den Hintergrund gedrängt

worden war. Einer reichen und alten Aristokratenfamilie entsprossen, hatte er leicht in Friedenszeiten Karriere gemacht; er war ein frommer, pflichttreuer Mann, seinem Kaiser und dem alten Österreich treu ergeben; ein Mann, dem viel Übles unverdient nachgeredet worden ist wegen der kaum beneidenswerten Rolle, die er damals spielen mußte. Sein aristokratisches Exklusivitätsgefühl ist ihm lediglich als dummer Hochmut angerechnet und ihm als Charakteristikum dafür ein Ausspruch in den Mund gelegt worden, den er nie getan hat: der Mensch fange erst beim Baron an. Was er getan hat, sah er unbedingt als seine Pflicht an, eine Pflicht, die er gern tat; denn den modernen, eben aufgetauchten politischen Strömungen gerecht zu werden, war für einen Mann seiner Abstammung, seiner Erziehung einfach unmöglich. Man sollte sich doch hüten, diesen Vertretern des alten Österreichs, die man unter dem Namen der Hofpartei, der Kamarilla, spöttisch brandmarken will, immer nur Borniertheit, Grausamkeit, Gesinnungslosigkeit vorzuwerfen. Sie waren in ihrem Sinne gewiß ehrliche, gute Österreicher, die eben die Dinge von ihrem Standpunkte ansahen und aus ihrer Haut nicht herauskonnten.

Windischgrätz hatte die Aufstände in Prag und Wien niedergeworfen, man hielt ihn deshalb am Hofe für einen großen General. Mit Unrecht; jetzt in Ungarn versagte er vollständig. Zwar im Anfang war ihm das Glück hold; er drängte die Ungarn zurück; am 5. Januar 1849 rückte er in Pest-Ofen ein; sein Untergeneral Graf Schlick siegte in Kaschau, am 27. Februar erfocht er bei Kapolna einen weiteren Vorteil. Der Kampf schien so mühelos dem Ende zuzugehen, daß die amtliche Wiener Zeitung den Feldzug für siegreich beendet erklären konnte, daß die Minister in Olmütz zur Abdankung des nach Kremsier verschobenen Wiener Reichstages schreiten konnten. Aber nun kam der Umschlag; alle Erfolge erwiesen sich als nicht dauerhaft, die ungarische Armee unter Görgei, Klapka, Bem ging ihrerseits zum Angriffe vor: die Serben wurden geschlagen, Siebenbürgen erobert, am Rakosfelde am 6. April Windischgrätz und Jellačič völlig besiegt, General Götz bei Weizen vier Tage später ebenfalls, das von den Kaiserlichen belagerte Komorn entsetzt. Die Folge war, daß auch Pest aufgegeben werden mußte, Ofen nach tapferer Gegenwehr des Generals Hentzi später in die Hände der Ungarn fiel. Am

21. April standen die Österreicher wieder an der Landesgrenze; Ungarn schien verloren. Schon unter dem Eindrucke der Niederlage auf dem Rakosfelde war Windischgrätz abberufen worden; er wurde durch FML. von Welden ersetzt. Aber auch dieser vermochte nichts auszurichten. Kossuth hatte unterdessen allen Warnungen zum Trotz die äußerste Konsequenz aus den Ereignissen gezogen: am 14. April war auf sein Betreiben durch den jetzt in Debreczin tagenden Reichstag die habsburgisch-lothringische Dynastie für des Thrones verlustig und aus Ungarn verbannt erklärt worden. Kossuth selbst übernahm als Gubernator die Regierung. Damit war jedes Mäntelchen abgeworfen worden: der nackte ungarische Staatsegoismus blieb übrig. Nun konnten die Ungarn nur mehr als Rebellen angesehen werden, nun hatten sie selbst jeden Anspruch auf ihre 1848er Errungenschaften verwirkt. Sie standen, wie es heute barbarisch heißen würde, „ex lex“, von der Gnade und Ungnade des Schicksals abhängig.

Kossuth rechnete darauf, daß Österreich nicht imstande sein werde, mit seinen erschütterten Mitteln Ungarn zu demütigen, er hoffte auf eine günstige Einmischung des Auslandes. Aber nur die Republik Venedig erkannte seine Herrschaft an, und als das Ausland sich einmischte, geschah es zu seinem Schaden. Es war Rußland, das sich durch die Konvention vom 21. Mai zur Hilfe an Österreich verpflichtete.

Dieser unerwartete Bund ist lediglich aus dem persönlichen Verhältnisse Kaiser Nikolaus' zu Österreich und Europa zu erklären. Er blieb der Träger des von seinem Bruder Alexander einst unter dem Eindrucke der Napoleonischen Kriege gegründeten Systems, nach dem sich die Monarchen nach dem Wortlaute der Bibel als Brüder nötigenfalls unterstützen sollten. Nur hat er dieser „heiligen Allianz“ als ein viel realerer Politiker, als Alexander I. es war, auch eine andre Auslegung gegeben. Unterstützung gegen jede Art von Revolution hielt er für seine Pflicht, für sein Interesse. Mit Unmut war er schon den Erhebungen von 1830 gefolgt, hatte Ludwig Philipp von Orleans nur ungern als König von Frankreich anerkannt, ihn nie für vollwertig angesehen. Im Anschlusse an diese Revolution mußte er einen gefährlichen Aufstand in Polen niederwerfen. Auch jetzt konnte ihm die Wendung in Österreich leicht gefährlich werden; das zertrümmerte Österreich gab

Polen frei zum Anschlusse an die polnischen Brüder in Rußland. Persönliches kam hinzu. Er hatte einst Kaiser Franz I. feierlich versprochen, für seinen Sohn, Ferdinand, väterlich schützend zu sorgen. Bei einer Truppenrevue in späterer Zeit hat er dem kaiserlichen Abgesandten, Fürsten Windischgrätz, auf seine Truppen hindeutend, gesagt: „Hier sehen Sie Ihre Reserven.“ Diese Reserven traten nun in Aktion. Gleichzeitig konnte sich der Wiener Hof zu neuer Kraftleistung aufraffen; der Krieg in Italien war ja zu Ende. Haynau wurde Weldens Nachfolger. So finden wir auf der einen Seite bedeutend gemehrte Kraft, auf der andern Seite treffen wir zunehmende Schwäche. Die Ungarn verloren das Vertrauen auf ihre Sache, vielen war überdies von Anfang an der Schritt Kossuths unlieb gewesen; dazu kam stete Eifersüchtelei zwischen diesem und Görgei — „es können nicht zwei Hahnen auf einem Miste sein“, hat einst sehr drastisch Wallenstein gesagt — ferner, daß die Mittel empfindlich zu fehlen begannen. An Bargeld war nicht viel im Lande gewesen, Kossuth hatte sich bisher durch gefälliges Papiergeld geholfen. Man hatte es im In- und Auslande angenommen in der stillschweigenden Erwartung, das schwache Österreich werde mit seinen unbotmäßigen Untertanen doch zu einem Ausgleich kommen müssen, und bei dieser Gelegenheit würden die Kossuthzettel ihren Wert behalten. Nun hatte aber der Donaustaat durch das Vorgehen der Ungarn das formelle Recht erwirkt, sie lediglich als Rebellen zu betrachten und durch die russische Hilfe auch die Macht bekommen, es zu tun. Dadurch wurde jede Hoffnung auf einen Ausgleich zunichte und das ungarische Papiergeld blieb nicht Geld, sondern nur Papier. Monatelang noch dauerte der Widerstand der Ungarn. Was aber kommen mußte, kam; am 12. August streckte die letzte ungarische Armee unter Görgei die Waffen vor den Russen. Kossuth, Bem und Hunderte von den Schwerstkompromittierten entflohen; 25 Todesurteile wurden vollstreckt — von Haynau nicht ohne unnötige Strenge erlassen. Görgei blieb durch russische Vermittlung am Leben. Als letzter der ungarischen Generale übergab Klapka am 27. September die Festung Komorn; ihm wurden ehrenvolle Bedingungen zugebilligt.

Der tolle Spuk war zu Ende. Zu Ende, aber durch fremde Hilfe, die damit Österreich eine Dankesschuld auflud,

der es später nicht gerecht geworden ist, so daß dann die jahrelange Spannung zwischen Österreich und Rußland viel zur Isolierung des ersteren und zu seinen weiteren Unglücksfällen beigetragen hat. Ungarn aber hatte durch seine Rebellion alles verloren, was es im Frühling 1848 eingeheimst hatte. Es gehörten jahrelange mühsame Arbeit der Nation und eine Reihe unerhörter Glücksfälle dazu, daß Ungarn kaum 30 Jahre später mit dem Schwesterreiche einen Ausgleich schließen konnte (1867), der ihm ungefähr das brachte, was es damals schon gewonnen hatte. Männer, die 1849 in contumaciam zum Tode verurteilt worden waren, sind später noch Minister geworden.

Nur Kossuth blieb der starrsinnige Charakter, der er immer gewesen; für ihn gab es keine Verträge, keine Übergabe. Was er für richtig gehalten, an dem hielt er zeitlebens fest. Er hat in dem Sturmjahre einmal die Worte gesprochen: „Gott kann alles über mich verhängen, mit Krankheit mich heimsuchen, zum Exil, zum Giftbecher mich verurteilen, eins aber kann er nicht über mich kommen lassen, daß ich jemals wieder ein Untertan des österreichischen Hauses werde.“ Er hat Wort gehalten. Fern von der geliebten Heimat ist er trotz Amnestierung zu Turin im Jahre 1894 gestorben.

Während die italienischen Ereignisse zweimal die österreichische Kraft gelähmt haben, während der Aufstand in Ungarn die Monarchie an den Rand des Abgrundes gebracht hat, waren die Ereignisse in Böhmen, die nun zu schildern sind, für den momentanen Gang des österreichischen Staates in den Jahren 1848/49 von geringerer Bedeutung, haben aber Keime hervorgebracht, die in späterer Zeit — bis auf unsre Tage — von elementarster Bedeutung für die ruhige Entwicklung Österreich-Ungarns geworden sind.

Unter dem einflußreichen österreichischen Adel ragte vor allem durch Reichtum, Befähigung und Stolz der böhmische hervor. Zu wiederholten Malen waren Männer aus diesem Kreise maßgebend in Österreich gewesen. Auch jetzt gehörte Graf Kolowrat ihm an. Eifersüchtig haben diese Aristokraten ihre Stellung, ihr Ansehen gewahrt, besonders im Heimatlande selbst. Von jeher haben sie ihre Selbständigkeit in gegebenen Augenblicken in Widerspruch mit kaiserlicher Gewalt betont — so vor allem zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges,

dann wieder in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als Karl Albert von Bayern zum König von Böhmen ausgerufen wurde. Diese Versuche mißlangen; die Böhmen wurden in Abhängigkeit von den Habsburgern gehalten. Seit der erneuerten Landesordnung Kaiser Ferdinands II. (1627) war diese Abhängigkeit auch staatsrechtlich formuliert worden; die Landtage, in denen hoher und niederer Adel allein mit der Geistlichkeit vorherrschte und das Bürgertum kaum zur Beachtung kam, sanken zu leeren Formalitäten herab, bei welchen nach hergebrachter Sitte der Kaiser forderte und das Land zahlte.

Es zeugt für die allgemeine Empfindung, die man in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts von der Schwäche und Haltlosigkeit der Wiener Regierung hatte, daß gerade zu dieser Zeit im böhmischen Hochadel starke Gelüste empfunden wurden, mit den kaiserlichen Ministern einen politischen Krieg anzufangen, in dessen Verlauf die Rechte der böhmischen Stände bedeutsam ausgestaltet werden sollten. Nach dem alten Rezepte, nach welchem alle Beratungskörper, vom englischen Parlamente angefangen, ihre bevorrechtete Stellung erkämpft haben, ging man vor. Die Bewilligung der Steuern sollte an die vorherige Abstellung von Übelständen, an die Würdigung eingereichter Beschwerden geknüpft werden. Auch sonst gab es damals Streitpunkte zwischen Prag und Wien, z. B. die Verwendung des sogenannten Domestikalfonds; ein weiteres Eingehen darauf würde hier zu weit führen. Der böhmische Adel mußte aber das deutliche Gefühl haben, daß ein Kämpfen lediglich für ständische Rechte dem Zuge der Zeit widerspräche, und daß dafür eine Unterstützung von seiten des unbeachteten Bürgers, des geknechteten Bauers kaum zu haben sein werde. Da nun eine starke Rücksichtnahme auf das bürgerlich-politische und das soziale Moment der damaligen Unzufriedenheit ebensowenig den Interessen des auf eigne Machtfülle bedachten Magnatentums entsprochen hätte, so blieb als Brücke, die so verschiedene Klassen verbinden konnte, nur das nationale Moment übrig — ein Zustand, der bis heute angedauert hat. Auch heute sehen wir den tschechischen, konservativen und katholischen Adel mit liberalen, antiklerikalen Parteien sich verbinden, lediglich auf der Basis einer nationalen Zusammengehörigkeit, die manchem Aristokraten gewiß Herzensbedürfnis, den meisten aber sicher nur ein bequemes Deckmäntelchen geworden ist.

Diese nationale Frage ist nun dank der Unterstützung der hohen Herren damals vor 1848 in nie geahnter Größe plötzlich vor der Öffentlichkeit erstanden.

Das Zusammenwohnen und Nebeneinanderleben von Deutschen und Tschechen in Böhmen stellt sich dem unbeeinflußten Beschauer als ein Resultat der historischen Entwicklung des Landes dar. Es wäre müßig, auf die Herrschaft der Markomannen — also Germanen — im Boierheim (Böheimb — Böhmen), auf die dann folgende völlige Eroberung durch Slawen hinzuweisen; ebenso müßig die Ebbe- und Flutperioden der beiden Nationalitäten genauer zu durchforschen; wir finden ein durch die Przemysliden begünstigtes Eindringen des deutschen bürgerlichen Elementes, darauf den tschechischen Rückschlag des Hussitismus, dann die Ausdehnung des tschechischen Protestantismus im Lande im Anfange des 17. Jahrhunderts, dann wieder die Reaktion des Katholizismus nach der Schlacht am Weißen Berge 1620. Es wird wenig Städte geben, die nicht abwechselnd in beiden Sprachen geamtet haben; zu allen Zeiten findet man bei den Zentralbehörden Akten in deutscher und tschechischer Sprache. Im ruhigen Flusse der Jahrhunderte haben sich gewisse Gebiete als rein tschechisch, als rein deutsch ausgesondert, wir finden andre, in denen dieser Scheidungsprozeß noch nicht vor sich gegangen ist. Das Einfachste wäre es nun freilich, durch Trennung solcher Gebiete die natürlichen Reibungsflächen zu vermindern; will man aber an der Zusammengehörigkeit des historisch Gewordenen festhalten, so bleibt nichts übrig als Annahme der Zweisprachigkeit durchaus. Die Deutschen als Eindringlinge zu behandeln, die man austreiben muß, ist ebenso ungerecht, wie das Programm einer Germanisierung des Landes kindlich ist.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die tschechische Sprache sehr an Bedeutung und Umfang ihres Bereiches heruntergekommen. Zwar war sie auf dem flachen Lande in vielen Teilen Böhmens vorherrschend, und was sich aus bäuerischen Kreisen in den Städten rekrutierte, blieb ihr anhänglich, die Städte aber im großen und ganzen, die Behörden, der Adel bedienten sich der deutschen Sprache, ohne damit jedoch irgendwie eine nationale Äußerung verbinden zu wollen. Es wird gut sein, sich zu erinnern, daß bis zum Zeitalter Napoleons von einem deutschen Nationalitätsgefühl nicht die Rede

sein kann: das ist erst durch die Schläge des Korsen aus den Deutschen herausgeprügelt worden.

Auch mit dem Unterrichte im Tschechischen sah es schlimm aus, bis die großartige Entwicklung des österreichischen Volksschulwesens unter Maria Theresia und Josef II. dem tschechischen Bauer berechtigten Unterricht gab, in seiner Muttersprache erteilt. Es ist interessant zu sehen, wie gerade die beiden österreichischen Monarchen, die viel mehr deutsch gefühlt haben, als manche vor und nach ihnen, unbewußt den künftigen Gegnern des Deutschtums vorgearbeitet haben.

Unter der Regierung des letzteren traten dann in Böhmen einige wenige Männer auf wie Graf Josef Kinsky, Kramerius, Tham, die einer kräftigen Entwicklung der tschechischen Sprache lebhaft das Wort redeten. Es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, dieses Bestreben antasten zu wollen. Die vielfache, ebenfalls historisch gewordene feindselige Berührung des tschechischen und deutschen Volkes bringt nur da gleich in den Anfängen dieser Bewegung Reminiszenzen an diesen Gegensatz, so in dem Wiederabdrucke des alten Chronisten Dalimil (1786), der als erklärter Feind der Deutschen auftritt.

Die französische Revolution, mit ihrer Entfesselung des Gemeinsamkeitsgefühls der Nationalitäten, rief unter den slawischen Völkerschaften Gedanken wach, die bisher tief geschlummert hatten. Russen, Polen, Tschechen, Serben, Kroaten erinnerten sich der gemeinsamen Abstammung, freilich nicht ohne sofort der vielen trennenden Grenzen sich bewußt zu werden; slawische und lateinische Liturgie, Gegensätze der Staaten, denen sie angehörten, tiefe Feindseligkeit zwischen Russen und Polen machten sich fühlbar. Es blieb nichts übrig, als diese feindlichen Brüder nach Gruppen zu sondern und wenigstens innerhalb einer Landesgruppe an der Ausgestaltung des Slawentums zu arbeiten. So nun in Österreich: das zunehmende Wachstum der tschechischen Sprache in Böhmen äußerte sich bald darin, daß die Kenntnis der beiden Landessprachen als nützlich empfunden wurde und Kinder auf Tausch in die anderssprachigen Gegenden geschickt wurden, um das fremde Idiom zu lernen. Es kann dies als vollgültiger Beweis damaliger nationaler Verträglichkeit aufgefaßt werden.

Das Tschechentum hatte das Glück, daß in diesen entscheidenden Jahren sich Männer von unleugbar großer Bedeutung

auf seine Seite stellten: so der Historiker Palacky, der Altertumsforscher und Linguist Dobrovsky, der Lexikograph Jungmann, der Dichter Kollár, der Journalist Havliček, daß auch im Kreise der Aristokratie lautere und tüchtige Männer für die Entwicklung der tschechischen Sprache, für die Erforschung der slawischen Vorzeit eintraten, so, um nur zwei zu nennen, Graf Kaspar Sternberg, der Begründer des böhmischen Museums, und Graf Leo Thun, der spätere verdienstvolle österreichische Minister. Diesen Männern ist es ehrlich ohne politische Nebengedanken ums Herz gewesen; sie empfanden die Zurücksetzung des tschechischen Wesens als ungerecht und kämpften für seine Geltung. Den meisten ist es gewiß ganz unbewußt geblieben, daß sie damit über kurz oder lang mit dem Deutschtum, falls dieses nicht klug und geschickt zurückwich, in Konflikt geraten müßten. Böhmen zerfiel eben noch nicht in deutsches und tschechisches Gebiet; wer seine Arbeitskraft dem Tschechischen widmete, glaubte damals auch Böhmen zu fördern. Von großer Bedeutung wäre es natürlich gewesen, wenn man hätte nachweisen können, daß eine tschechische Kultur und Literatur, ein starkes selbstbewußtes nationales Leben schon einst geblüht habe, daß dies nur zeitweilig verdunkelt worden sei. Doch dazu fehlten alle Beweise. Es ist von der allergrößten Wichtigkeit für die Entwicklung der tschechischen Bewegung geworden, daß sich ein Mann gefunden hat, Wenzel Hanka, der diese Lücke künstlich ausfüllte. 1817 will er in einem Turme in Königinhof ein paar vergilbte Pergamentblätter aufgestöbert haben, die dann als die vielumstrittene Königinhofer Handschrift herausgegeben wurden und — anscheinend aus der Zeit um 1300 stammend — in Epen und lyrischen Stücken Großes aus der Vergangenheit meldeten, zugleich den alten historischen Kampf zwischen Deutschen und Tschechen verkündeten. Ein Fund, dem in kurzer Zeit noch andre ähnliche folgten. Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, nach übereinstimmendem Urteile der Gelehrten beider Nationen, daß man es hier mit einer geschickten, äußerst raffinierten Fälschung zu tun hat. Für die Geschichte der tschechischen Entwicklung bis zum Jahre 1848 ist das aber ohne jeden Belang — die Königinhofer Handschrift wirkte als echtes Dokument in der großartigsten Weise. Nun bekam die Bewegung einen historischen Untergrund, nun konnte man von Wiederherstellung, von Neubelebung sprechen, nun

mußte freilich auch die Frage aufgeworfen werden, wer denn am Untergange, an der Unterdrückung schuldig sei, gegen wen sich die ersten Bestrebungen nach dem Wiedererwecken der toten Sprache richten mußten: und das waren die Deutschen. Das wurde freilich von den meisten nur instinktiv gefühlt, von den wenigsten klar formuliert: Zeugnis dessen, die begeisterte Teilnahme der Deutschen im Lande an dieser Tätigkeit, man denke an Alfred Meißner. Und wer von den heutigen Deutschen im Lande Böhmen an jene Zeiten um 1848 zurückdenken kann, wird sich erinnern, wie der neue Glanz tschechischen Heldentums als eine gemeinsame herrliche Sache Gesamt-Böhmens von der damaligen Jugend betrachtet worden ist.

Mit Macht wurde jetzt fortgebaut. Das böhmische Museum stellte seine Zeitschrift in den Dienst der neuen Sache, eine eigne Gründung schuf die Mittel zur Herausgabe tschechischer Werke, im Dichterwalde widerhallte es von mehr minder klingenden Stimmen, die Wissenschaft rührte sich tüchtig, es war ein frohes Urbarmachen fruchtbaren Bodens.

Da griff mit kühner Hand in das keimende Leben der Hochadel des Landes ein, mit einem Male, geringe Ansätze benützend, die ganze kulturell-literarische Bewegung ins Politische hinübertreibend, mit einem Programm von Bevorzugung der tschechischen Sprache auch von Regierungswegen, von Zusammenschweißung der alten Länder der böhmischen Krone in eine Landeseinheit unter tschechischer Führung, Sonderstellung vom übrigen Österreich. Was die Herren in früheren Jahrhunderten von Friedrich V. von der Pfalz, von Karl Albert von Bayern vergebens erwartet hatten, eine eigne politische Schaubühne für ihre Tätigkeit, das vermeinten sie jetzt unter den Habsburgern selbst erringen zu können. Und leicht faßlich war es ja, wie in einem solchen Sonderstaate, fern von der zentralistischen, aus Gewohnheit und durch Überlieferung deutsch denkenden und deutsch amtierenden Wiener Regierung, die national-tschechische Idee großartig sich entwickeln und ein reiches Feld für Wachstum finden mußte; was der bisher allein bevorrechtete Deutsche dazu sagen würde — daran zu denken hatten gerade die Deutschen in ihrer nationalen Schläfrigkeit, in ihrem Traumdasein noch nie Anlaß gegeben. Aus diesen kleinen Anlässen entstand der Sturm, der heute noch die Grundfesten der österreichischen Monarchie erschüttert.

Zwei Tage bevor die Revolution in Wien ausbrach, hatten in Prag Bürger versucht, ihre politischen und nationalen Wünsche zu formulieren; es geschah dies in einer großen Versammlung am Abende des 11. März im Wenzelsbade. Dort wurde ein Programm aufgestellt, das die üblichen Forderungen jener Zeit nach Preßfreiheit usw. enthielt, aber zugleich auch solche aufnahm, wie sie eben erwähnt worden sind: Sonderstellung Böhmens, Zweisprachigkeit der Beamten, Geltung der tschechischen Sprache. Auch Deutsche hatten sich diesen Wünschen angeschlossen, ohne die Folgen derselben zu bedenken. Eine Deputation bekam den Auftrag, die Petition nach Wien zu bringen, ein Bürgerausschuß wurde nominiert, dem dann in den folgenden Wochen, unbehindert vom schwachen Statthalter Grafen Rudolf Stadion, die Leitung der öffentlichen Ereignisse zufiel. Der Empfang jener Abordnung in Wien war ein äußerlich wohlwollender, die Antwort, die sie erhielt, war eine ausweichende, die Prager ganz unbefriedigende. Mittlerweile waren die Errungenschaften der Wiener Revolution, zuvörderst das kaiserliche Manifest vom 15. März, hier mit großem Jubel begrüßt worden; eine Bürgerwehr wurde errichtet. Der 1846 gegründete Künstlerverein Konkordia ließ es sich nicht nehmen, gleichfalls seine Mitglieder zunächst zum Schutze der Prager Kunststätten zu bewaffnen; da sonderten sich eines Tages plötzlich die tschechisch redenden Genossen ab und forderten, das Kommando in ihrer Muttersprache zu hören; als ihnen seitens der Deutschen nicht willfahrt wurde, traten sie aus und bildeten einen eignen Verein, den sie in getreuer Übersetzung von „concordia“ „Swornost“ nannten: das erste sichtbare Zeichen nationaler Trennung in der Landeshauptstadt. Auf jene ablehnende Antwort von der Wiener Regierung hin war eine neuerliche Versammlung abgehalten worden, die beschloß, an ihren Forderungen festzuhalten und sie abermals zu vertreten. Die zweite Abordnung traf Anfang April zur Zeit größten Durcheinanders in Wien ein, wo, wie früher ausgeführt worden ist, das Ministerium sich damit half, daß es alles bewilligte. Als Zeichen dessen brachten die Böhmen ein kaiserliches Handschreiben vom 8. April mit, in welchem ihnen so ziemlich die Hauptsachen zugestanden wurden, die Regelung der heimischen Verhältnisse dem in Aussicht gestellten böhmischen Landtage — nicht etwa Ständetage — vorbehalten blieb. Da die allgemeinen Wünsche —

Verfassung, Preßfreiheit u. a. — bereits dem Reiche im allgemeinen bewilligt worden waren, so mußten hier für Böhmen die besonderen, dem Tschechentume zugebilligten Zugeständnisse ins Gewicht fallen. Man will für dieses wichtige Schriftstück bis auf den heutigen Tag Geltung fordern — es ist unzweifelhaft, daß es durch die späteren Verfassungen für Gesamt-Österreich wieder außer Kraft gesetzt worden ist; der in Aussicht gestellte Landtag, der es hätte auslegen können, ist nicht zusammengetreten.

Schon damals bemerkte man in Prag symptomatische Ereignisse: das Tragen der deutschen, schwarzrotgoldenen, Kokarde wurde von tschechischer Seite beanstandet und mußte für einige Zeit unterbleiben; deutsche Versammlungen wurden von gegnerischer Seite gestört. Dreierlei Wahlen hätten nun in nächster Zeit in Böhmen erfolgen sollen: für den Wiener Reichstag, für den Prager Landtag, für das Frankfurter Parlament. Erstere wurden anstandslos vollzogen, zu den zweiten kam es nicht; für das dritte wählten nur die deutschen Bezirke — damit zum erstenmal der Welt zeigend, daß es ein deutsches und ein tschechisches Böhmen gäbe.

Man hatte bisher stillschweigend angenommen, daß die früher zum Deutschen Bunde gehörigen Länder auch in Zukunft dem neuen deutschen Staatsgebilde angehören sollten: also auch Böhmen. So riesenschnell war aber in jenen Tagen das Bewußtsein slawischer Zusammengehörigkeit, die Gegnerschaft zum Deutschtum erwachsen, daß die Tschechen von einer weiteren Teilnahme an einem deutschen Reiche nichts wissen wollten, daß ihr Wortführer Palacky mit beabsichtigter Deutlichkeit von der Existenznotwendigkeit eines Österreich predigte. Sollte ihnen aber das etwas frommen, so mußte dieses Österreich nicht ein deutsches, sondern ein slawisches sein, mußte innerhalb desselben auch Böhmen ein möglichst tschechisches werden. Und mit dem Augenblicke, da zahlreichen Böhmen das Bewußtsein aufflammte, sie seien nicht nur Böhmen, sondern auch Tschechen, war ja dieser Partei auch das numerische Übergewicht hier gesichert. Eine Beschickung des Frankfurter Parlaments wurde daher von dieser Seite abgelehnt und als Gegengewicht für Ende Mai eine große Slawenversammlung nach Prag einberufen, an der Vertreter aller slawischen Völker teilnehmen sollten. Hand in Hand mit dieser immer schärfer sich zeichnenden Trennung gingen

aber Äußerungen nebelhafter Freundschaft zwischen beiden Volksstämmen — so das Verbrüderungsfest zwischen Tschechen und Deutschen in Prag am 25. Mai. Die bürgerlich-politischen Empfindungen waren damals noch vielfach stärker als die nationalen und boten eben eine Menge von Einigungspunkten.

Dabei wurde die Stimmung in Prag ein getreues Widerspiel der Wiener; die Maiereignisse mit der Flucht des Kaisers fanden lebhaften Widerhall. Man begann auch hier Sorge zu empfinden um die neuen Errungenschaften, besonders da die in jenen Tagen nach Prag gesandten Leiter der zivilen und militärischen Gewalten, Graf Leo Thun und Fürst Alfred Windischgrätz, keine besondere Gewähr boten für Rücksichtnahme auf liberale Bestrebungen. Auch in Prag regte sich die soziale Frage, es kam zu Arbeiterunruhen, zu Ausschreitungen des Proletariats, die den allgemeinen Zündstoff nur vermehrten.

Unter diesen Verhältnissen wurde der Slawenkongreß zur Tat. In seinem Gefolge kamen Männer nach Prag, wie Liebelt, wie Bakunin, die dem Ganzen einen international revolutionären Anstrich gaben. Ohne ersichtlichen Grund ist es dann im Anschlusse an einen öffentlichen Gottesdienst am Wenzelsplatze am 12. Juni, dem Pfingstmontag, in Prag zu stürmischen Szenen gekommen, in deren Verlauf Bevölkerung und Militär handgemein wurden, Blut floß, Barrikaden errichtet wurden und die Schreckensereignisse von Wien, Berlin, Paris sich wiederholten.

An diesem Tage wurde die Gattin des Fürsten Windischgrätz getötet, sein Sohn schwer verwundet. Es ist möglich, daß dieses Übermaß menschlichen Leides, die Befürchtung des frommen Fürsten, ein energisches Auftreten gegen die Revolte würde als Ausfluß persönlicher Rache aufgefaßt werden können, ihn an entschiedenen Maßregeln behindert haben. Da gleichzeitig der Landeschef Graf Thun von den Aufständischen gefangen gehalten wurde, fehlte jede Autorität und Anarchie herrschte in Prag. Erst nach fünf Tagen, als Thun und Windischgrätz sich aus physischen und psychischen Fesseln befreit hatten, erfolgte die Wiedereroberung der Stadt mit leichter Mühe.

Bedeutsam waren die Folgen dieses Ereignisses. Es war zutage getreten, daß die Deutschen sich von diesen Ausschreitungen ferngehalten hatten, daß der Prager Aufstand als eine nationale

Äußerung gekennzeichnet werden konnte, die rückwirkend auf den eigentlich unschuldigen Slawenkongreß ein schlimmes Licht geworfen hat. Man hielt sich darum in Innsbruck und in Wien für vollkommen berechtigt, die Zugeständnisse des 8. April vollständig zu ignorieren; gleichwie später die Ungarn, haben damals die Tschechen ihre nationalen Errungenschaften verwirkt; sie waren bemüßigt, auf andre Weise den verlorenen Boden wiederzugewinnen. Sie haben das getan, indem sie sich — ungleich den Ungarn — auf den österreichischen Standpunkt gestellt haben und sich nun der Regierung als allzeit getreue und verläßliche Bundesgenossen gegen ungarische und deutsche Sondergelüste zur Verfügung hielten. Und da gerade damals in Innsbruck die Wendung von der ungarischen zur slawischen Politik eintrat, so hat man diese demütigen Freunde gern aufgenommen und sie — mit der oben angeführten Ausnahme — ihre Verirrung nicht weiter büßen lassen. Dadurch ist aber eine weitere Lockerung des politischen Verhältnisses zwischen Deutschen und Tschechen eingetreten — immer mehr dagegen sind die nationalen Unterschiede betont worden.

Noch immer zwar waren alle diese Erscheinungen nur im Keime vorhanden; noch immer hat man namentlich in Prag von deutscher Seite die aufkommende Gefahr nicht erkannt. Ein viel lebhafteres Gefühl dafür hatte man in den deutschen Teilen von Böhmen, wo damals schon scharfer Widerstand gegen tschechische Gelüste gepredigt wurde, wo gegen die tschechisch-nationalen Kampfvereine, so der „Slovanska Lipa" (slawische Linde), der „Deutsche Gesamtverein für Böhmen" gegründet wurden, die dann alle noch innerhalb Jahresfrist Heerschau über ihre Anhänger in Böhmen gehalten haben. Einen lebhaften Widerhall fand diese Kampfesstimmung auch in Frankfurt, wo die Absage der Tschechen bitter empfunden wurde.

Die weiteren Vorgänge in Prag und Böhmen berühren die Ereignisse von 1848 nicht. Es genügt der nochmalige Hinweis, daß hier eine nicht nur für Österreich hochwichtige Bewegung durch die Frühlingsstürme dieses Jahres in das politische Fahrwasser gedrängt worden ist. Und wie man im Himmel über einen reuigen Sünder mehr Freude hat als über Neunzig Neun Gerechte, so nahm man in Wien das unterworfene Tschechentum gnädig auf und bestrafte dafür den unschuldig gebliebenen Deutschen.

IV. Berlin.[1])

Länger als ein Menschenalter herrschte über Preußen König Friedrich Wilhelm III.: 1797—1840. Die Tage tiefster Erniedrigung seines Landes, als es auf die Hälfte seines Bestandes eingeschränkt war, und die Tage herrlichsten Aufschwunges, da alles in hehrer Begeisterung zu den Waffen gegen Napoleon eilte, hat er mitgemacht, ebenso wie die Tage tiefer Stille, die jenen erregten Zeiten folgten. Der Glanz der Befreiungskriege ist unauslöschlich mit seinem Namen verknüpft, und doch ist fast alles Große damals über ihn und ohne ihn geschehen: ängstlich ließ er gewähren, was er nicht hindern konnte, was er kaum verstand. Der Volkskrieg von 1813 bleibt ihm unbequem, sobald als möglich hat er die Folgen desselben erstickt, hat die aufschießenden Ähren des nationalen Enthusiasmus wie Turnerei, Burschenschaft geknickt. Als in überschäumender Jugendkraft diese werdenden Männer manchmal über die gewohnten Gleise ruhiger Bürgerkunst hinausfuhren, wie am Wartburgfeste von 1817, als dann in tiefbedauerlicher Tat zwei Jahre später der Student Sand den russischen Staatsrat Kotzebue erdolchte, da war es ja anscheinend offenbar, wie gefährlich die Erweckung solcher Elemente für den Staat sei, und mit Wonne warf sich der König den Männern in die Arme, die da fürsorglich eingreifen wollten: vor allem Fürst Metternich und Kaiser Alexander von Rußland.

In Teplitz angeregt, wurde in Karlsbad beschlossen, die deutsche Jugend zu knebeln, die Brutstätten solcher Gesinnung, die Universitäten zu bevormunden. Ja als in Karlsbad nur die Zensur über Druckschriften unter 20 Bogen beschlossen ward, hat Preußen dieselbe auf alle Drucke jeglichen Umfanges ausgedehnt; der Besuch auswärtiger Universitäten ward verboten, die heimischen schwer bedrückt. Lange Zeit galten da als die gefährlichsten Männer im Staate der deutsche Professor, der deutsche Student. Ernst Moritz Arndt, Friedrich Ludwig Jahn, sie wurden drangsaliert. Was nützte es, daß kurz vorher neue Universitäten gegründet, Berlin und Bonn, daß alte verlegt worden waren, um sie lebensfähig zu machen: Wittenberg nach Halle, Frankfurt a. O. nach Breslau!

1) S. zur Entwicklung Preußens und Deutschlands überhaupt vor 1848: R. Schwemer, Restauration und Revolution. Aus Natur und Geisteswelt. 37. Bd. Teubner, 1902.

Der Geist des Ediktes von 1798 blieb lebendig, das damals die Studenten bei Ausschreitungen mit der Prügelstrafe bedroht hatte. Nur „kalmieren“ wollte der König, beruhigen und Ruhe halten: konnte man ihm das ganz verdenken, wenn man an die entsetzlichen Tage zurückdachte, die er in den Stürmen der Franzosenzeit zugebracht hatte? Aber manche keimende Hoffnung wurde da vernichtet, mancher deutsche Mann verbrachte die besten Jahre seines Lebens in preußischen Festungen, wohin ihn die Zentraluntersuchungskommission in Mainz verbannt hatte, die eingesetzt worden war, um über Verbrechen zu richten, die nur darin bestanden hatten, daß die Sehnsucht nach nationaler Einigung, der Wunsch, im Walten des Staates vernommen zu werden, überlaut geworden waren. Das Mittelmaß der Regierungsweisheit zeigt das in jenen Tagen geborene drastische Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“.

Und doch hat manches damals im preußischen Staate in ruhiger Entwicklung weitergeblüht, gehegt durch die Kraft eines seit einem Jahrhundert in treuer Pflichterfüllung groß gewordenen Beamtentums. Vieles ist gerettet worden aus der Zeit der Neugründung des preußischen Staates nach 1810: so die Steinschen Verwaltungsreformen, vor allem die Städteordnung, so die allgemeine Wehrpflicht, an der Gneisenau, Scharnhorst mitgearbeitet, die Kriegsminister von Boyen dann vollendet hat. Eine ruhige Steuer- und Finanzpolitik konnte sich entwickeln und ein Schritt getan werden, dessen Bedeutung nicht leicht zu überschätzen ist: die Gründung des Deutschen Zollvereins durch Maaßen, Motz und Friedrich List. Am 1. Januar 1819 wurde für die preußischen Provinzen ein neuer Zolltarif eingeführt. Die weit auseinandergehende Lage Preußens, das sich von Ost nach West, von der russischen bis zur französischen Grenze hindehnt, brachte es mit sich, daß eine ganze Reihe deutscher Staaten von diesen neuen Zollsätzen tief berührt und genötigt wurde, sich ihnen anzuschließen. Am längsten sträubte sich in Süddeutschland Bayern dagegen, bis es auch nachgeben mußte und vom 1. Januar 1834 der Deutsche Zollverein in Wirksamkeit trat: ein gewaltiger Schritt auf dem Wege zur deutschen Einheit unter preußischer Führung. Ohnmächtig hatte Österreich da zusehen müssen, es war ihm nicht gelungen, diese werdende Einigung zu stören.

In einem blieb aber Preußen unweigerlich stehen auf dem österreichischen Standpunkte: keine Verfassung zu geben. Es entsprach das zu sehr den Ansichten des Königs, daß nur die Fürsten und ihre berufenen Mitarbeiter, die Minister, über alle Fragen des Staatslebens zu entscheiden hätten und niemals die beschränkten Untertanen.

Vergebens waren darum alle Rufe nach einer Volksvertretung im englischen, im französischen Sinne. Das Höchste, was zu erreichen gelang, war, daß in allen zehn — später acht — preußischen Provinzen Ständeversammlungen nach alter Art mit Bevorzugung der privilegierten Klassen einberufen wurden, das Äußerste, was der König sich abringen ließ, war das Versprechen (1820), keine neuen Steuern, keine neuen Anlehen ohne Mitwirkung dieser Stände auszuschreiben. Aber es war bisher nicht nötig gewesen, dieses Versprechen zu halten. So herrschte Stille und gleichmäßiger Gang der in viele Verhältnisse des Volkes tief und schwer einschneidenden Regierungsmaschine in den letzten Jahrzehnten der Königschaft Friedrich Wilhelms III. Er war ein schweigsamer, schüchterner Herr, voll Mißtrauen gegen sich und wohl auch gegen andre, dabei voll Pflichtgefühl und Gottvertrauen, ein treuer Gatte und fürsorglicher Vater. An seiner Seite war einst eine der hehrsten und schönsten deutschen Frauengestalten gestanden, Louise von Mecklenburg, die in tiefster Not des Vaterlandes den Mut nicht hat sinken lassen, deren zarte Gesundheit die Stürme der Zeit nicht ertrug, und die 1810 dahinschwand. Aus dieser Ehe waren zuerst zwei Söhne erblüht, der ältere Friedrich Wilhelm, ein hochbegabter romantischer Jüngling, aber unstet von einem zum andern flatternd, und Prinz Wilhelm in ruhiger Erfüllung seiner Pflichten sich für des Lebens Ernst vorbereitend: beide bestiegen den preußischen Thron — in letzterem sehen wir dann den ersten deutschen Kaiser des 19. Jahrhunderts, Wilhelm I. Nach langer Witwenschaft schritt der König zu neuer Ehe mit der Gräfin Auguste Harrach, die zur Fürstin von Liegnitz erhoben wurde, und deren vortreffliche Herzenseigenschaften viele, die zuerst mit des Königs zweiter Ehe nicht einverstanden gewesen waren, versöhnt haben. So kam das Jahr 1840 heran; zweihundert und hundert Jahre vorher war der preußische Thron erledigt worden (1640, Tod Georg Wilhelms; 1740, Tod Friedrich Wilhelms I.), man dachte nun in abergläubischer

Erwartung an ein gleiches — und siehe, man wurde nicht getäuscht; es starb der alte König und auf ihn folgte der älteste Sohn als Friedrich Wilhelm IV. Von freudiger Liebe des Volkes ward er begrüßt — Hoffnung aller Art regte sich bei seiner Thronbesteigung, manches ward geändert — nicht alles wurde besser. Wohl durften Arndt, Jahn wieder ihres Berufes pflegen, die Turnerei durfte sich regen, dem deutschen Sinne des Volkes trug der König Rechnung, als er sich 1842 bei der Grundsteinlegung zum Ausbaue des Kölner Doms beteiligte — aber dann traten wieder Ereignisse ein, wie die Drangsalierung Hoffmanns von Fallersleben, die allzusehr an die früheren Zeiten erinnerten, und, was die Hauptsache war, von einer Verfassung wollte auch er nichts wissen.

Dieser König ist wohl psychologisch einer der interessantesten Charaktere, die dem Historiker zu beurteilen gegeben sind. Nicht glücklich war die Wahl seines Erziehers gewesen, eines Mannes französischer Abstammung: Ancillon, der begabt, aber unstet, ohne sittliche Tiefe, ohne wahres Pflichtgefühl war; davon mag manches auf seinen Zögling überkommen sein. Für Militär und Krieg hatte Friedrich Wilhelm IV. wenig Sinn — einer der unkriegerischsten Könige aus Hohenzollerns Geschlecht; dafür war er ausgestattet mit warmem Empfinden für alles Schöne und Edle. Glänzende Eigenschaften des Geistes und Herzens wurden aber verdunkelt durch den fehlenden Willen, die mangelnde Energie. Er hatte einen ungeheuren Begriff von seiner Stellung, seiner Würde: „von Gottes Gnaden" fühlte er sich. Es ist ein Gefühl, das wir Staubgeborenen kaum recht verstehen können, das aber bei den Handlungen der Großen dieser Erde stets ins Gewicht fällt. Er regiere nicht, weil er wolle, sondern weil er müsse, erklärte Friedrich Wilhelm einst. Von dieser Überzeugung bis zu der, daß er als König von Gottes Gnaden nicht irren könne, war nur ein logischer Schritt. Darum war er rechthaberisch und mußte manchmal den Tatsachen Gewalt antun, um recht zu behalten. Leicht war er zu beeinflussen und doch schwer zu lenken; den verschiedenartigsten Elementen gewährte er Gehör, Männer der entgegengesetztesten Meinungen wurden emporgetragen durch königliche Gunst. Vertrauensvoll mußten seine Untertanen, so meinte der König, zu ihm emporblicken und seine Verfügungen als unantastbare Vermittlungen überirdischer Eingebung mit Demut und Dankbarkeit anerkennen.

Wie konnte da eine Teilnahme des Volkes an Gesetzesarbeit Platz finden?

Nur schwer und mühselig entschloß er sich, 1842 Ausschüsse aus den einzelnen Provinzialständeversammlungen, 1847 diese selbst in seiner Hauptstadt zu versammeln. Es ward nötig im Sinne des väterlichen Versprechens von 1820 neue Anlehen, welche die zunehmenden Eisenbahnbauten erheischten, bestätigen zu lassen. Aber was konnten diese eigenartigen Vertretungen einzelner Provinzen in ihrer Gesamtheit beschließen? An der ganz unsicheren Kompetenz derselben scheiterte jede fruchtbare Tätigkeit; dabei waren Wünsche laut geworden, die der König durch ebendiese Einberufung gestillt wähnte, und deren Andringen er als höchst ungerecht und unbequem empfand; am zähesten waren dabei die Ostpreußen, ihre provinziellen Vorteile außer acht setzend, für die Erringung verfassungsmäßiger Zustände eingetreten.

Eine der vornehmlichsten Gaben, mit denen ihn die Natur beschenkt hatte, war die der Rede. Leicht erschlossen sich ihm im Augenblicke die Gedanken, leicht goß er sie in bewegliche Worte um, Bild reihte sich an Bild, Wärme und Gefühl des Ausdrucks verliehen ihnen Seele und fesselnd und gewinnend entfloß dem königlichen Munde der Strom der Rede, die oft den Redner viel weiter mit sich fortriß, als dieser es vorher und nachher beabsichtigte. Manch ein Wort blieb nur ein Schall, manche Hoffnung, die es geweckt, blieb ein Traum.

Nachdem er in Königsberg zum König gekrönt worden war, eilte er nach Berlin zurück, um hier die Huldigung der märkischen Stände zu empfangen, und zu diesen sprach er am 15. Oktober 1840 hinreißende Worte. Er schloß mit folgenden Sätzen: „Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen den Großmächten der Erde zugesellt ist? Nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage, o dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenfestes Ja.“ Und als in tosendem Jubel dem Könige hundertstimmige Antwort ward, fuhr er fort: „Dies Ja war für mich, das ist mein eigen,

das laß ich nicht, das verbündet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue, das gibt Mut, Kraft und Getrostheit, das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen."

Aber rasch vergaßen es die Berliner. Gleich als ob sie sich — von Natur trocken und kritisch angelegt — schämten, so viel Gefühl und Begeisterung gezeigt zu haben, wachten sie von jetzt ab um so schärfer auf jede Blöße, die sich der König gab, auf jeden Widerspruch zwischen Reden und Handeln, der zu entdecken war, und übergossen ihn mit der ganzen Schärfe ihres Witzes, der oft bösartig und ungerecht wurde. So zeigte eine Karikatur den alten Fritz, wie er über den beschneiten Schloßhof schreitet, hinter ihm her Friedrich Wilhelm schwankenden Schrittes, emsig aber vergeblich bemüht, in die Fußtapfen seines großen Ahns zu treten, in der einen Hand eine Flasche Champagner, in der andern ein Sektglas haltend. Eine ganz unberechtigte Satire, denn Unmäßigkeit im Trinken konnte ihm nicht vorgeworfen werden. Aber wie mußte den König jede derartige Äußerung der Kritik seiner Untertanen in seinem Patriarchengefühle verletzen! Je weiter die Zeit eilte, desto weniger verstanden sich Fürst und Volk.

Da kam das Jahr 1848 heran. Auf die Nachrichten von Paris hin wagten sich auch in Berlin dieselben Wünsche ans Tageslicht wie anderwärts, auch hier sammelten sich unter Gottes freiem Himmel Vertreter der verschiedensten Stände, um ihren Wünschen Ausdruck zu geben. Am 6., 9. und 11. März verzeichnen wir derartige Versammlungen, deren Beschlüsse zum Könige gelangen sollten. Schon daß derartiges überhaupt möglich war, ist ein Zeichen einer neuen Zeit. Auch in der Umgebung des Königs war sie verstanden worden, hatte doch besonders Minister von Bodelschwingh unablässig den König bestürmt, durch Erlassen einer Verfassung den Völkern entgegenzukommen. Wiederum tagten die Ausschüsse der vereinigten Provinzlandtage in Berlin, bei ihrem Abschiede versprach der König, die Landtage selbst in ihrer Vereinigung von nun ab regelmäßig alle vier Jahre einzuberufen, wenige Tage später wurden sie für Ende April eingeladen. Es war für den König keine geringfügige Konzession, die noch vor kurzer Zeit im Volke großen Jubel erregt haben würde, nun aber fast unwillig empfunden wurde, als lächerlich kleine Gabe, so groß waren bereits die andern Wünsche herangewachsen. Die Erregung in Berlin

wuchs, sie machte sich merkwürdigerweise gerade hier besonders Luft gegen das Militär, obwohl es in Preußen mehr als anderswo aus dem Volke hervorgegangen war. In Zeiten der Volksbewegung ist es ein charakteristisches Zeichen, daß jeder Versuch, die Aufregung in gesetzlichen Schranken zu halten, als empörende Tyrannei empfunden wird, daß Polizei und Militär, die nichts tun als Befehlen gehorchen, gleich deshalb zu Henkersknechten und Schergen werden; nur wenn ein Soldat seinen Eid bricht und mit dem Volke fraternisiert, wird er ein Held, ein Bruder, sonst ist er der erbärmlichste Feigling, der roheste Feind und wird demgemäß behandelt. Das reizt nun wiederum den Menschen in ihm und läßt ihn oft viel gewaltsamer vorgehen, als es nötig ist. Daß auch er aus dem Volke hervorgegangen ist, wird vergessen. Während in Österreich, wie schon bemerkt, der typische Haß sich gegen das Beamtentum richtete, war es in Preußen das Militär, das am meisten verhaßt war, und da wieder der Königliche Prinz, der Bruder des Königs, in dem man den Typus des Schergentums erblickte.

Man fühlte das am Hofe selbst und wollte ihn entfernen, aber auch die Rheinlande, wohin er sollte, fürchteten seine Gegenwart, und so blieb er in Berlin.

Der Charakter des Berliner Volkes ist ernster und gewaltsamer als der des Wieners, darum waren alle Äußerungen des Volkswillens schärfer und öfter kam es zu Zusammenstößen zwischen den Demonstranten und den Werkzeugen der Autorität. Bald floß Blut. Die Polizei meinte auch eine bestimmte Leitung in diesen Demonstrationen zu erkennen, die nicht immer in Berliner, in deutschen Händen lag. Am 15. März sollte es bereits zu einem Sturme gegen das Schloß kommen — er wurde mit Leichtigkeit verhindert. Neue heftigere Konflikte gab es am nächsten Tage. Schon war aus Bürgern und Studenten eine Schutzwache gebildet worden, über 1000 Mann umfassend, aber unbewaffnet, nur mit Armbinden und Stäben ausgerüstet: ein Ziel des Spottes für die Berliner.

Man erfuhr, daß für den 18. ein neuer Ansturm gegen das Schloß und gegen den König geplant sei: mit Gewalt wollte man, so hatte es den Anschein, von letzterem die Zustimmung zu den Volkswünschen erpressen. Da gab der König nach. In den Frühstunden des 18. erschien eine Königliche Proklamation, die Eintreten des Königs für einen deutschen Bundesstaat mit

Volksvertretung, gemeinsamer Wehrverfassung, Maß, Gewicht und Münze, mit Heimatrecht, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Aufhebung der Zensur, Einberufung der Landtage auf den 2. April verkündete. Damit war erreicht, was billig zu hoffen war, aus einer Kundgebung des Trotzes konnte eine Dankeskundgebung werden. Und tatsächlich die Tausende, die in den Vormittagsstunden des 18. März — es war ein sonniger Frühlingstag — vor dem Schlosse zusammenströmten, konnten in lauten Jubelrufen den Gefühlen ihres bewegten Herzens Luft machen. Der König, als er sich zeigte, wurde freudig begrüßt; er durfte den ersten Dank einheimsen für das Opfer, das er gebracht. Der Mittag verrann, die besseren Schichten der Versammlung kehrten heim, aber noch blieben Tausende zurück in der unbestimmten Erwartung, es müsse doch noch etwas geschehen. Das war vielen gar nicht recht, daß alles so ruhig und friedlich verlaufen sollte. Das Mißtrauen, das in Wien so tödlich gewirkt, begann auch in Berlin sein Gift zu verspritzen, das Mißtrauen in das Wort des Königs, die Ermüdung des freiwilligen, zwecklosen Wartens reizte zur Kritik. Er hatte gleichzeitig mit der Proklamation beschlossen gehabt, das Ministerium zu wechseln, die neue Regierung war aber noch nicht zustande gekommen, und so standen die alten Namen — vor allem der des Prinzen von Preußen — unter dem Schriftstücke: was war von diesen bösen Menschen nicht an Heimtücke und Hinterlist alles zu erwarten! Und dann war ja noch das Militär da, man sah es deutlich im Schloßhofe stehen, wozu brauchte der Monarch die Bajonette, wenn nicht zu einem Attentate auf das vertrauensselige Volk? Der Jubel, die Freude verwandelten sich in Murren und Verwünschen, drohende Rufe wurden laut, stürmisch wurde der Abzug der Soldaten begehrt. Aufs höchste überrascht ward der König durch diese Wandlung in der Stimmung seiner Berliner: statt Dank neuer Groll. Das war mehr, als des Königs gereizte Nerven vertragen konnten, er gab den Befehl, den Schloßplatz zu säubern. Sicher sind diesem Befehle die Offiziere gern gefolgt. Kavallerie und Infanterie kamen hervor, um zunächst ohne Waffen Ordnung zu schaffen. Da brach der Sturm los, nun hatte man erlebt, was man befürchtet — oder gewünscht. Die Leute wurden handgemein, die Pferde konnten im Getümmel nicht vorwärts. Zwei Schüsse krachten; der eine aus Ungeschicklichkeit eines Grenadiers, der andre durch

einen Stockhieb auf das Zündhütchen eines Gewehres veranlaßt. Die Schüsse gingen in die Luft, aber nun war die Aufregung sozusagen legitimiert, mit den Rufen: man mordet das Volk, wurden die Straßen erfüllt, und in der wirklichen Überzeugung, ein himmelschreiender Frevel sei begangen worden, griff alles, Bürger, Studenten, Handwerker, zu den Waffen. Mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit entstanden Barrikaden gerade an kritischen Orten, daß nichts andres übrig bleibt als die Vermutung, man habe diese Plätze schon vorher umsichtig ausgewählt und folge einem vorhandenen Kriegsplane. Nun blieb auch im Schlosse kein andrer Weg als der der Gewalt. General von Prittwitz, ein energischer Mann, wurde mit der Durchführung des Angriffes betraut. Anfangs etwas mühsam, gewannen die Truppen doch sichtlich an Boden; nach einer kurzen Unterbrechung am Abende dauerte der Straßenkampf bis gegen Mitternacht, aber dann konnte dem Könige berichtet werden, die wichtigsten Straßen seien gesäubert, die bedeutsamsten Plätze erobert, die Revolution sei besiegt.

In einem furchtbaren Zustande der Aufregung, der geistigen — man möchte beinahe sagen — Zerrüttung befand sich der König. Daß seine Untertanen, gerade seine Berliner, mit den Waffen in der Hand gegen ihn aufgestanden waren, das begriff er schlechterdings nicht. Der einzige Trost, den er hatte, war, daß es eben nicht seine Berliner sein konnten, daß sie aufgewiegelt sein mußten von auswärtigen, ausländischen Elementen, der Gedanke von der „europäischen Schuftenschaft“, die an dem Unheil schuld sei, faßte bei ihm immer tiefere Wurzeln. Dann durften aber auch die Berliner nicht büßen für fremde Schuld. Es mußte Ruhe werden. Es waren ohnehin schon Deputation über Deputation, einzelne und viele, beim Könige erschienen, alle mit dem Rate, dem Kampfe Einhalt zu tun. Man hatte Angst vor einer Wiederkehr der Pariser Ereignisse, man hatte Furcht, die Stunden alte bürgerliche Freiheit könnte im Sturme der Revolution erstickt werden. Mochte auch im Drange der Geschehnisse die Autorität des Königtums Schaden leiden, was verschlug es, das war Sühne für alte Schuld. Der König, unter dem Eindrucke der äußeren und inneren Erregung, tat nun den ersten Schritt zum Frieden. Er entwarf eigenhändig eine Proklamation an die Berliner, in der er fast um Verzeihung für das Geschehene bat und versprach, sobald die

Barrikaden geräumt sein würden, das Militär zurückzuziehen. Diese Kundgebung erregte größtes Aufsehen, machte aber keinen nachhaltigen Eindruck: man glaubte ihr nicht. Da geschah noch mehr. Des Morgens am 19. März beim Gottesdienste predigte der Hofgeistliche merkwürdigerweise über den Text: „Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden" — Worte, die auf den König in seiner damaligen Verfassung stark einwirken mußten. Und vormittags erschien Bürgermeister Naunyn an der Spitze einer Deputation, die versicherte, man gehe eben daran, die Barrikaden zu räumen. Sicher haben die Herren nach bester Überzeugung gesprochen — was man hofft, das glaubt man gern —, aber es war doch nicht wahr. Wer war glücklicher als der König: sofort wurde der Befehl erlassen, das Militär zurückzuziehen, nur Schloß, Zeughaus und einige wichtige Plätze sollten besetzt gehalten werden. Durch eine Verkettung von Zufällen und Mißverständnissen, an denen Minister von Bodelschwingh nicht ganz unschuldig gewesen zu sein scheint, wurde dieser Befehl nun anders ausgeführt, als es beabsichtigt war.

Plötzlich sahen die Barrikadenkämpfer die ihnen gegenüberstehenden Soldaten kehrt machen und fortmarschieren und plötzlich sah man im Schlosse eine Menge Truppen heranrücken, die man nicht brauchte und die man hier nicht versorgen konnte. Der König hatte, ohne zu wissen und zu wollen, vor der Revolution kapituliert. Es gab jetzt nur zweierlei: den gestern durchmessenen Weg des Blutes unter neuen ungeheuren Opfern zurückzugehen oder das Geschehene anzunehmen. Das letztere — wohl auch jetzt das Klügere — geschah, die Truppen wurden in die Kasernen abgeführt, bald darauf aus Berlin entfernt. Der Prinz von Preußen mußte die Stadt verlassen. Auf gefährlicher Reise erreichte er England. Das neue endlich gebildete Ministerium fand sich der siegreichen Revolution gegenüber. Furchtbar war die Stimmung in der Armee, tränenden Auges hatte Prinz Wilhelm seinen Degen mit den Worten hingeworfen, nun könne er ihn nicht länger mit Ehren führen. Und königstreue Männer wie Otto von Bismarck mochten damals Gefühle gegen den König hegen, die an Intensität wohl manchem Revolutionär nichts nachgaben. Der König, halb bestürzt, halb erfreut über das Gewordene, war in einer Stimmung, die sich am besten durch seine später geäußerten Worte charakterisieren läßt: „Damals lagen wir alle am Bauche."

Der erste Dank für den Rückzug der Soldaten war eine widerliche Demonstration gewesen: auf zwei Leiterwagen hatte man Leichen der tags zuvor getöteten Volksmänner geschichtet, sie vor dem Schlosse vorbeigeführt, ihre Wunden schrien zum Himmel, aufreizende Inschriften — die öfters der Wahrheit ermangelten — waren angebracht, und vor diesem Mißbrauche der Majestät des Todes mußten König und Königin, letztere leidend und halbtot vor Erregung, dem Volke huldigen.

Drei Tage später wurden in 183 Särgen die Opfer des 18. März in triumphalem Leichenzuge zur Erde bestattet. Gewiß, die allermeisten waren als Märtyrer für ihre Überzeugung gefallen, getäuscht durch Einflüsterungen und Mißtrauen, aber war das ein Grund, um die Soldaten, die gleichfalls an diesem Tage gefallen waren in Erfüllung ihrer Pflicht, in aller Stille zu verscharren?

Man muß sagen, daß der König jetzt die äußerste Konsequenz aus seinem Verhalten zog; am 21. März unternahm er einen Ritt durch Berlin mit den deutschen Farben angetan; überall, wo die Bürger ihn hören wollten, in lebhaften Worten seine Gefühle äußernd, die jetzt in dem Satze gipfelten: Preußen geht forthin in Deutschland auf! Der König, umgeben von Ministern, Generälen und Führern des 18. März — das war ein Zeichen der Zeit. Mit Freuden deuteten es die Berliner, lebhafte Zurufe begrüßten den König schon hie und da als Kaiser von Deutschland, was er aber unwillig abwehrte.

Als er kurz darauf in Potsdam im Kreise seiner Generäle erschien, wurde der Wechsel der Zeit am klarsten; nur mit der nötigsten Ehrfurcht wurde er angehört, mit Unsicherheit sprach der König, rühmte sogar die loyale Haltung der Berliner — es war ein Riß zwischen Königtum und Armee gegangen, der unter dieser Regierung nicht mehr gut zu machen war.

Am 2. April traten die vereinigten Landtage zusammen. Das neue Ministerium, das unter dem Vorsitze des tüchtigen Rheinländers, Herrn von Camphausen, gebildet worden war und Männer wie Auerswald und Schwerin umfaßte, legte eine Reihe wichtiger Gesetzentwürfe vor, die Preßfreiheit, Unabsetzbarkeit der Richter, Einführung von Geschwornengerichten bezweckten, als Grundsatz aussprachen, daß kein Gesetz, kein Budget, keine Steuer ohne Mitwirkung der Volksvertreter erlassen werden sollte, und zum Zwecke der Vereinbarung einer

neuen Verfassung einen Wahlmodus bestimmten für eine demnächst zu wählende Versammlung — indirekte Wahlen wurden dabei normiert. Nach Genehmigung dieser Grundzüge gingen die Ständeglieder zum letzten Male auseinander. Es ist von Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, daß die neue Versammlung die Einrichtung des Staates nicht allein vornehmen sollte, sondern daß ausdrücklich von einer Vereinbarung mit dem Könige die Rede war. Ganz andre Wege begann die Revolution hier in Berlin einzuschlagen, als sie in Wien genommen hatte. Die Ursachen dafür sind in dreierlei zu suchen: einmal regierte hier ein Monarch, der trotz aller Schwankungen und vorübergehenden Versagens doch die Autorität nicht aus der Hand gab und der feste Pol in der Erscheinungen Flucht blieb; dann machte das Bürgertum, nachdem anscheinend das Gewollte erreicht war, seinen Frieden mit der Krone und ersuchte schon am 27. März mit Erfolg in einer von vielen tausenden Unterschriften bedeckten Eingabe um Rückkehr des Militärs; endlich kehrte sich die preußische Provinz mit Entschiedenheit von der Revolution ab. Anders waren eben die Verhältnisse in Preußen als in Frankreich, wo Paris stets den Ton angegeben hat, dem die Departements sich willig unterordnen mußten; anders als in Österreich, wo Provinzen mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, nationale Sonderwünsche zum Ausdruck zu bringen. Ein polnischer Aufstand in Posen war in kürzester Zeit niedergeworfen worden.

Eine ganz andre Rolle spielten auch in Berlin die Arbeiterschaft und das Proletariat; schon am 26. März hatte erstere bestimmte Forderungen formuliert: ein Arbeitsministerium, aus Arbeitgebern und Arbeitern bestehend; Verringerung des stehenden Heeres; Volkserziehung; Altersversorgung; wohlfeile Regierung. Auch in Berlin griff man in jenen stürmischen Tagen, da regelmäßige Arbeit feierte, zu ungewöhnlichen Mitteln, um die müßigen Arbeiter zu beschäftigen, auch hier stellten sich Erdarbeiten als das Nächstliegende dar; besonders in den Rehbergen, vor dem Oranienburger Tor gelegen, sollten für den Tagelohn von 12 bis 15 Silbergroschen solche Erdumwälzungen vorgenommen werden: diese Arbeiter, die Rehberger genannt, wurden bald bei Versammlungen und Aufzügen eine stehende Figur. Mit viel mehr Energie und Geschick wurden die Massen organisiert, Männer, wie zu allererst Tierarzt Urban, dann Held, Eichler, Stefan Born u. a. taten sich hervor, und un-

leugbar trat immer mehr fremder Einfluß in der Verwertung des Proletariats zutage. Auch in Berlin schossen Zeitungen und Klubs wie Pilze nach dem Regen aus der Erde, man kann ihnen ebensowenig gute Nachrede halten wie den Wienern. Wahrlich eine Summe politischen Schmutzes häufte sich da hüben und drüben an, der damals als solcher von den wenigsten empfunden ward, der nachträglich aber zumindest als überflüssig, den hehren Kern der damaligen Bewegung garstig einhüllend, bezeichnet werden muß. Es sind eben die politischen Flegeljahre des sturmschnell heranwachsenden deutschen Michels.

Gern wird auch hier, was durch die Presse aufgerührt, in den Klubs dann breitgetreten worden war, auf die Straße hinausgetragen. Beinahe täglich kam es zu solchen Versammlungen „vor den Zelten" oder „unter den Linden". Besonders die letztere Straße, die in einer für den Zustand der damaligen Städte ungewöhnlichen Breite und Länge sich erstreckte, bot der Volksbewegung erwünschte Bequemlichkeit. Ein Kaufmann, namens Müller, der dort solche öffentliche Meetings zu organisieren pflegte, erhielt davon den Spitznamen „Lindenmüller", und gewisse Ecken, wie die der Linden- und Charlottenstraße, wurden als „politische Ecken" gefeiert.

Trotz des wieder herangezogenen Militärs hatte aber doch eine Bewaffnung der Bürger und Studenten stattgefunden, die mit mehr Eifer als Geschick ihres ungewohnten Amtes walteten und von den Gegnern sich sagen lassen mußten: in Berlin sei alles ruhig, bis auf die Bürgerwehr. Es ist das eine Errungenschaft der Revolution, die in ihrer Organisation fast überall versagt hat.

Für die preußischen Verhältnisse ist es bezeichnend, daß sich unmittelbar nach dem Niederbrechen des Königtums eine Partei sammelte, die mit Anspannung aller Kräfte dasselbe gegen alle Feinde, sogar gegen sich selbst, schützen wollte. Sie hat nach dem von ihr gegründeten Journale den Namen der Kreuzzeitungspartei erhalten; Männer, wie die Brüder Leopold und Ludwig von Gerlach, Kleist-Retzow, auch Otto von Bismarck gehörten ihr an, letzterer damals noch in zweiter Reihe kämpfend. Bei der Richtung des Königs — er äußerte sich damals an seinen Freund von Bunsen in verletzendster Weise über den Liberalismus, den er als eine Krankheit, wie die Rückenmarksdörre bezeichnete — mußten diese Männer über

kurz oder lang Einfluß über ihn gewinnen. Es ist aber wieder bezeichnend, daß sie alle, wie auch der Prinz von Preußen, mit den veränderten Verhältnissen rechneten und nicht wie in Österreich die Rückkehr zu den Zeiten des Vormärz predigten; deshalb hat dann auch Preußen unmittelbaren politischen Gewinn aus der Revolution gezogen, der Schwesterstaat nicht.

Doch das war damals im Frühling 1848 noch Zukunftsmusik. Die Gegenwart erbebte vor den stürmischen Volksversammlungen des 20. April, des 14. Mai, in welchen der Sturz des Ministeriums Camphausen, Durchsetzung direkter Wahlen, endlich die Fernhaltung Prinz Wilhelms erzielt werden sollte — alles ohne Erfolg.

Am 22. Mai trat dann die neugewählte preußische Nationalversammlung zusammen. Nicht ganz 400 Männer fanden sich hier ein; die gelehrten Stände überwogen. Ungeschult waren sie — wie die Österreicher, wie die Frankfurter — in politischer Hinsicht. Die konservativen Elemente waren in der Mehrzahl; da die radikalen aber, wie überall, auch hier mehr Zusammenhang hatten, überdies an der Straße, den Klubs, der Presse einen laut tönenden Resonanzboden fanden, rissen sie häufig trotz ihrer Minderzahl die Gegner mit sich fort. In aufgeregter Zeit wird oft Rücksichtslosigkeit und politische Unverfrorenheit mit Mannhaftigkeit und Gesinnungstreue verwechselt, und der ruhiger, aber zaghafter Denkende läßt sich vom lebhafter und lauter sich Gebärdenden überrumpeln. Immerhin konnte schon damals der Prinz von Preußen seinen Sitz in der Versammlung einnehmen. Bemerkenswert ist auch, daß viele der bedeutenderen Politiker es vorgezogen hatten, sich in das Frankfurter Parlament wählen zu lassen, so daß in Berlin ein Minus von politischen Talenten zu verzeichnen war, ungleich dem Wiener Reichsrate, dem allein schon die ganze slawische Intelligenz zur Verfügung stand.

Diese Frankfurter Versammlung warf überhaupt ihre Schatten über die Berliner Singakademie, wo die preußischen Abgeordneten saßen: sie nannte sich Nationalversammlung, und nun tagte an der Spree eine preußische Nationalversammlung. Wie würden sich — traute man den Namen — die deutsche und die preußische Nation vertragen?

Sofort ward in Berlin den Auserwählten des Volkes ein Verfassungsentwurf vorgelegt; die Beratung darüber schritt

nur langsam vorwärts; die müßige Zeit wurde mit allerhand Dingen ausgefüllt, an und für sich ohne Staatszweck, die nur dazu dienen sollten, die vorhandene Gärung nicht abflachen zu lassen: Feuerungsmateriale für den Hochofen der Demokratie; so anfangs Juni ein Antrag, auszusprechen: die Kämpfer des 18. März hätten sich um das Vaterland verdient gemacht; er wurde in dieser Form abgelehnt, allerdings unter schuldiger Anerkennung der Motive jener Kämpfe. Ein Verdienst ließ sich da unmöglich herauskonstruieren, da doch nur erkämpft worden war, was bereits bewilligt war. Aber doch war man „draußen", außerhalb der Versammlung, tief empört über diesen Undank und inszenierte einen neuen Ausbruch des Unwillens: den Sturm auf das Zeughaus am 14. Juni, der anscheinend zuerst gelungen, endlich doch glücklich abgewehrt wurde.

Eine drastische Schilderung der damaligen Berliner Zustände, aus der Feder des rührigen Fabrikanten und Eisenbahnmannes Fritz Harkort stammend, möge hier Platz finden.

„Unter den Linden spazierten junge Herren mit roten Hahnenfedern auf den Hüten und Hirschfängern an der Seite. Man sagte mir, das seien lateinische Schüler, die Politik studierten und die Finanzen ihrer Eltern in Ordnung brächten. Alle Bäume bis an die Zweige mit Rezepten beklebt, um den Segen der freien Presse zu preisen und Sitte und Anstand zu empfehlen; ich träumte mich auf den Boulevards von Paris. Junge Buchhändler ohne Schule und Patent zeigten deutlich, daß Berlin der Sitz der Intelligenz sei. Da ich von Brüssel nach Berlin kam, so forschte ich vergleichend nach dem Berliner Handel und Wandel, aber in den Läden fand ich trübe Gesichter, überall Wohnungen zu vermieten, keine Gütermassen in Bewegung, und ich dachte, das geht zwar schlecht, allein sie verhalten sich still und warten auf die Geldmaus. So legte ich mich denn zu Bett und bat Gott, daß er alle die Kummertragenden trösten wolle. Nachts fahre ich auf; ich denke, es brennt oder die Russen stehen vor dem Tore. Ein Tumult, als ob fünfzig Nachtwächter bliesen, Generalmarsch, Bürger stürzen mit Gewehren hervor und in der Ferne ein verworrenes Lärmen, als ob die Frösche einen König ausriefen. Da ziehe ich denn auch die Stiefeln an, um mit dem Vaterland unterzugehen, wenn die Berliner es nicht halten könnten. Der Mond stand so

trübe am Himmel, als ob er weinen wollte über die verständige Hauptstadt. Plötzlich tritt mein Wirt herein, ich halte ihn in der Angst bereits für blessiert und die Barrikade schon für verloren. „Ach, lieber Herr, bleiben Sie nur ruhig, das ist gar nichts, wie eine allnächtliche Katzenmusik.""

Es existiert eine amüsante Karikatur, einen Berliner Bürgergardisten vorstellend, wie er bei eben ertönendem Alarm angstvoll und unglücklich aus dem Bette in seine Montur fährt; dazu die Legende: „Hurr-jes! Schon wieder Generalmarsch! Na so ene Freiheit, die kann mir gestohlen werden! Wo keen Schlaf nich is, is ooch keene Gesundheit!"

Der Zeughaussturm blieb nicht ohne Folgen. Wenn auch die Berliner nicht so glücklich waren, wie ihre Wiener Kollegen, gleich von der Straße aus über Ministerportefeuilles zu verfügen, so hatten doch diese Vorgänge genügend die Stellung des Ministeriums Camphausen erschüttert, daß es wenige Tage nachher umgeformt werden mußte. Camphausen trat aus, an seine Stelle als Vorsitzender kam Herr von Auerswald; die Seele des neuen Kronrats, der sonst wenig bedeutende Männer umfaßte, blieb der bisherige Finanzminister Hansemann — auch einer von den geschickten, gewandten Rheinländern, die ihr leichteres Blut, ihre raschere Auffassung dem etwas schwerfälligen Altpreußentum mit Vorteil zur Verfügung stellten. In der Nationalversammlung hatte man die Unverletzlichkeit der Mitglieder dekretiert und einen Ausschuß gewählt zur Fertigstellung der Verfassung; sein Obmann und leitendes Mitglied wurde der liberale Waldeck. Einen besonderen Schutz sich zu genehmigen lehnte die Versammlung ab — sie stellte sich unter den Schutz des Berliner Volkes — aber in den Regierungskreisen hatte man doch am 14. Juni gelernt, daß der bestehende Ordnungsdienst, die Bürgerwehr und etwas Militär, zu schwach sei. So wurden mehr Bataillone in die Stadt gezogen; da man sich aber noch scheute, zuviel Soldaten nach Berlin zu kommandieren, wurde eine geschickte Maßregel eingeleitet, nämlich eine neue Schutzmannschaft aus der Provinz gebildet, die dann eine sehr verläßliche Truppe abgegeben hat. Noch immer mehrten sich die Kundgebungen aus der Provinz — besonders der Mark Brandenburg und Pommern, die eine unbedingte Absage an die Revolution bedeuteten; einzig Schlesien, das durch die Arbeiternot und die Aufstände der letzten Jahre ganz auf-

gewühlt war, bildete eine Ausnahme. Unmittelbare Vororte von Berlin, freilich damals lange noch nicht so eng mit der Stadt verbunden wie heutzutage, machten sich besonders durch Königstreue und konservative Gesinnung bemerkbar; so Charlottenburg und Teltow, von welch letzterem die darüber aufgebrachten Demokraten damals behaupteten, die Rüben gerieten dort besser als der Verstand. Auch recht unähnlich zu Wien, wo gerade in den äußeren Vorstädten der Sitz des Radikalismus sich befand.

Immer mehr ward die Berliner Revolution auf das Proletariat eingeschränkt; die Arbeiter wurden zum Teil durch geschickte Maßnahmen losgelöst. Man hatte zuerst versucht ihren Andrang nach Berlin zu den dortigen Arbeiten durch rein bureaukratische Haltung abzuwehren: die nicht nach Berlin zuständigen sollten abgeschoben werden. Für solche Paragraphenreiterei war aber die Zeit doch nicht still genug; eine — ebenso wie in Wien und in Paris — versuchte Abschreckung durch Herabsetzung des Lohnes scheiterte ebenfalls an der berechtigten Empörung der Männer, die arbeiten und leben wollten. Da packte die Regierung den Stier an den Hörnern und schuf Arbeit, wirkliche, nützliche Arbeit — in den Provinzen. So namentlich als der Arbeitsminister von Patow durch Milde abgelöst wurde. Am zweckmäßigsten erwiesen sich die Bahnbauten, so die Tracierung der Ostbahn. Günstige Bedingungen wurden da angeboten, und viele Tausende zogen wirklich ab. Freilich kehrten manche — die eigentlich nicht arbeiten, sondern nur leicht verdienen wollten — wieder zurück, aber das Gros blieb draußen und schwächte durch seinen Abgang die Berliner Straßendemokratie wesentlich. Sie versuchte das durch strammere Organisation zu ersetzen. Ein Zentralkomitee wurde gebildet, bestehend aus Abgeordneten aller demokratischen Vereine, ganz Berlin in 22 Bezirke eingeteilt zur besseren Durchführung der Agitation.

Die weiteren Straßentumulte, wie der am 21. August vor dem Palais Auerswalds, zeigten die zunehmende Schwäche der Demokratie auf der Straße. Dagegen blieb die Kraft derselben in der Nationalversammlung ungeschwächt. Ein Zwischenfall in Schlesien brachte den Beweis dafür. In Schweidnitz war es zum Kampfe zwischen Militär und Bürgerwehr gekommen; daraufhin stellte am 9. August der Abgeordnete Stein

den Antrag, es möge darauf hingewirkt werden, daß auch die Offiziere sich den neuen Verhältnissen anpaßten, wer das nicht wolle oder könne, möge seine Entlassung nehmen. Im Grunde ein ganz logischer Antrag; die Versammlung nahm ihn infolgedessen an. Das Ministerium ignorierte den Beschluß, worauf am 7. September beschlossen wurde, jenes zur Durchführung desselben anzuhalten. Dieser entschlossene Angriff auf das bestehende Militärsystem bot endlich der Kreuzzeitungspartei, den Junkern, wie man sie auch nannte, willkommene Gelegenheit, den König von der Notwendigkeit schärferer Maßregeln zu überzeugen. Zwei Tage später nahm das Ministerium seine Entlassung, ein neues unter dem General von Pfuel folgte ihm. Eichmann, von Bonin, Graf Dönhoff saßen darin. Es sollte ein „Ministerium der Tat“ werden; nur war General von Pfuel, der bereits in den Märztagen versagt hatte, dazu wohl wenig geeignet; er war der persönliche Kandidat des Königs gewesen, der damit wieder gezeigt hat, wie wenig er die große Kunst der Monarchen verstand, den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu stellen. Zunächst wurde nach allen Seiten hin vermittelt; der Steinsche Antrag in einen Erlaß umgewandelt, der an die Truppenkommandos hinausgegeben, hier aber wohl nicht immer mit gebührendem Respekte aufgenommen wurde; man hörte wenigstens nichts von einer liberalen Richtung des Offizierkorps, man hörte auch nichts von massenhaften Dienstquittierungen. Gleichzeitig wurde Wrangel, der bisher in Schleswig-Holstein gekämpft hatte, zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt und zahlreiches Militär zusammengezogen. Preußen war nicht in einen Bürgerkrieg mit unbotmäßigen Provinzen verwickelt; es konnte sich ein derartiges Aufgebot seiner Macht leisten; zugleich konnte es auch in andern Teilen von Deutschland Polizeidienste verrichten, wovon später zu reden sein wird.

Die Linke der Versammlung glaubte freilich diese bedrohlichen Anzeichen einer Reaktion durch erneute Tätigkeit im Plenum und im Verfassungsausschusse paralysieren zu können; sie verkannte vornehmlich das völlige Wiedererwachen des preußischen Königtums in der Person des autokratisch denkenden Monarchen; zahlreiche königliche Reden bildeten dafür ein wichtiges Symptom. Die Tatsache, daß Ende August in Berlin ein Arbeiterkongreß zusammentrat, der eine großartige Orga-

nisation der Arbeiterschaft, die Bildung eines Staats im Staate, versuchte, mußte auf den König mehr denn alles andre wirken; denn nichts ertrug er schwerer als Selbsthilfe der Untertanen mit Vernachlässigung seiner väterlichen Obsorge.

Das zweite große Aufflammen der 1848er Revolution trat ein; die Septemberunruhen in Wien, die dann in dem Aufstande vom 6. Oktober gipfelten, die Empörung in Budapest, die Unruhen in Frankfurt a. M. am 18. September, Aufstände in Baden und Württemberg, ein Tumult in Berlin am 20., in Köln am 25. September. Es besteht stets ein sichtbarer Zusammenhang zwischen diesen Zuckungen; wie im März und im Mai, so reagierten auch die Berliner im Oktober auf diese Anstöße. Man braucht dabei nicht etwa an einen, von einem revolutionären Hauptquartiere ausgehenden Feldzug zu denken; es genügt der natürliche Antrieb, solche Dinge nachzuahmen, zur Erklärung. Dasselbe, was in Wien zur Katastrophe drängte, zeigte sich auch in Berlin; das Bürgertum und die besonnenen Teile der Arbeiterschaft — letztere hier in größerem Maße als in Wien — hatten sich abgekehrt; mit dem Rest wurde die Staatsgewalt leicht fertig.

Die preußischen Demokraten hatten die Wiener Vorgänge mit lebhafter Sympathie verfolgt; noch am 31. Oktober, als Wien schon vor Windischgrätz im Staube lag, wurde die Regierung angegangen, zum Schutze der bedrohten Freiheit einzuschreiten. Es war das die Begleitung zu dem großen Texte, der damals in Berlin von einem demokratischen Kongresse sehr unnütz zu leerem Stroh gedroschen wurde. Als die Entscheidung nicht zur Zufriedenheit ausfiel, war es zu sehr stürmischen Szenen gekommen, die „draußen" ein wildes Echo fanden und zur vorübergehenden Inhaftierung der Nationalversammlung bei vernagelten Türen geführt haben. Mehr als das mußte aber ein andres Ereignis den König wie der ärgste Schimpf treffen, der ihm von seinem Volke angetan werden konnte. Der Ausschuß war endlich mit seinem Verfassungsentwurfe fertig geworden; die Beratung im Plenum hatte begonnen. Und da hatten gleich die ersten Worte des ersten Paragraphen Rednerstürme heraufbeschworen. Es hieß da: „Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König." Dagegen hatte die Linke heftige Einsprache erhoben. Die ganzen Gegensätze „von Volkes Gnaden" und „von Gottes Gnaden" mußten da auseinander

platzen. Nicht als eine Formel, als eine Phrase wurden diese Worte empfunden, sondern als Festnagelung einer Weltanschauung, als Wiederherstellung eines Begriffes, den man durch die Revolution beseitigt wähnte. Es fiel im Tumulte des Meinungsstreites der bezeichnende Satz: das sei eine verkrachte Firma. Die Worte wurden gestrichen; die Mehrheit der Versammlung setzte sich in schroffsten Gegensatz zur Denkungsart des Königs. Auch sonst hatte sie weidliche Arbeit getan, neben nützlichen Dingen, wie die Ablösung der Bauernlasten, sich mit Ausgeburten revolutionärer Theorien beschäftigt: so die Abschaffung des Adels dekretiert.

Das gab das Signal zum Ende, der Putsch vom 31. Oktober bot den Vorwand.

Das Ministerium wurde entlassen; ein neues unter einem illegitimen Onkel des Königs gebildet. Graf von Brandenburg, ein Sohn Friedrich Wilhelms II. und der schönen Gräfin Dönhoff, wurde Ministerpräsident, Minister des Innern Otto von Manteuffel, der die nötige Energie und das Vertrauen des Monarchen in sein Amt mitbrachte. Hier hatte schon Bismarck mitgearbeitet, der das Ohr des Königs gewonnen. Die Nationalversammlung wurde, um ihr Freiheit von der Berliner Straße zu sichern, dem österreichischen Beispiele folgend, in das kleine Städtchen Brandenburg verbannt. Das war ein Eingriff, den die Linke bitter empfand. Eine Abordnung begab sich zum Könige, um dagegen Vorstellungen zu erheben. Als der König, ohne ein Wort zu sagen, sich unwillig und ungnädig zum Fortgehen wandte, rief ihm einer der Abgeordneten, der bereits als scharfsinniger Publizist bekannt geworden war, Dr. Jakoby aus Königsberg, die dadurch berühmt gewordenen Worte nach: „Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." Man wird annehmen dürfen, daß Jakoby bewußt diesen Satz aus Rousseau, der ihn zuerst, nur in andrer Fassung niedergeschrieben hat, zitiert hat. Es klingt wie der Schwanengesang der preußischen Demokratie; ein Mahnwort, das die sterbende Größe dem Könige als drohendes Menetekel nachschleudert; morituri te salutant!

Das Ende ist rasch erzählt. Die Nationalversammlung versuchte in ihrer Mehrheit in Berlin auszuharren; sie tagte im Königlichen Schauspielhause, beschützt von der Bürgerwehr; als aber am 10. November Wrangel mit seinen Truppen ein-

rückte, ging sie unter geringem Widerstand nach Hause; der Bürgerwehr wurden die Waffen genommen, die Militärspielerei hatte ein Ende; zwei Tage darauf wurde der Belagerungszustand über die Stadt verhängt, durch solche Energie jedenfalls ihr viel Leid und Kummer erspart — man denke an Wien!

Am 27. November trat die Versammlung in Brandenburg zusammen; aber sie konnte nichts mehr sein, da ja die Mehrheit die Anordnung der Regierung nicht anerkannte und in einer heimlich zusammengestohlenen Sitzung in Berlin noch den Beschluß gefaßt hatte, dem Ministerium einstweilen die Steuern zu verweigern. Ein Eingriff der Frankfurter blieb ebenso wirkungslos wie in Österreich, verlief aber unblutig. Da Anfang Dezember die Versammlung noch arbeitsunfähig war, hielt sich die Regierung für berechtigt sie heimzuschicken und am 5. Dezember eine neue Verfassung zu oktroyieren. Sie bot den Liberalen aufrichtig die Hand zur Aussöhnung und zeigte, daß man den Geist der Zeit im Berliner Schlosse erkannte. Preß- und Versammlungsfreiheit, Religionsfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, allgemeine Wahlen wurden zugestanden, zugleich freilich die Möglichkeit einer Revision ins Auge gefaßt. Es war ein Notausgang aus der bestehenden Unruhe, aber ein äußerst geschickt inszenierter. Mit Jubel ward die Verfassung begrüßt, schien sie doch die Erfolge der Revolution zu kodifizieren. Die Trennung des Volkes von der letzteren wurde endgültig. Neuwahlen erfolgten in bester Ordnung, im Februar 1849 traten die neuen Kammern zusammen. Freilich, wenn man am Hofe gehofft hatte, die Mehrzahl der zweiten Kammer werde nur aus wohlerzogenen Leuten bestehen, die über ein innig gestammeltes „Vergelt's Gott" für das Erreichte vergessen würden für die Weiterausbildung, für die Sicherung zu sorgen, die sich sogar manches Gericht, das eben nur als Schaugericht gedacht war, vor der Nase wieder würden wegziehen lassen — da hatte man sich arg verrechnet. Für eine solche politische Wohlerzogenheit lagen die Stürme der vergangenen Monate, lag die Kümmernis der verflossenen Jahre noch zu nahe bei der Hand. So vergeßlich auch die Politik der Völker ist, so weit reichte ihr Gedächtnis doch noch. Und als nun König und Junkerpartei ernstlich daran dachten, den ausgestellten Schuldschein zu zerreißen, da bäumte sich der Widerstand der Versammlung auf.

Die deutsche Frage spielte hinein, die an andrer Stelle zu beleuchten sein wird. Die Mehrheit schickte sich an, die preußische Nation der deutschen unterzuordnen, die Märzworte des Königs wahr zu machen, es solle Preußen in Deutschland aufgehen. Da ward ihr das Lebenslicht ausgeblasen — am 27. April; nochmals kam es bei dieser Gelegenheit zu Straßentumulten und Blutvergießen; aber es war das letzte Aufflackern der Demokratie, gegen den Belagerungszustand war nichts auszurichten. Am 30. Mai wurde ein neues Wahlgesetz für den preußischen Landtag erlassen, das in seiner wichtigsten Bestimmung noch heute in Geltung ist, und eine sehr schlaue Formel zur Ausschließung der Demokratie in sich schloß: das Dreiklassenwahlsystem, das eine starke Bevorzugung der besitzenden Klassen vor den minderbemittelten enthält und dem Grundsatze huldigt, daß Besitz und politisches Verständnis stets zusammen zu finden seien.

Das Jahr 1851 schließt dann in Preußen die Verfassungsfrage durch ein endgültiges Gesetz ab; es hat dem preußischen Volke die Mitarbeit am Staatsleben gesichert, die damals in Österreich auf ein Jahrzehnt verloren gegangen ist.

Der Wiener Ausbruch hat das Signal zum Losbrechen in Berlin gegeben, die dortigen Rezepte sind auch hier verwendet worden, in den Zeitpunkten der sich erneuenden Konflikte finden wir Gleichmäßigkeit, der Berliner Reichstag wird so wie der Wiener unschädlich gemacht und Berlin kurz nach Wien unterworfen: trotz allem zeigt der Verlauf und das Ende große Unterschiede, die, wie schon erwähnt, in der Haltung des Monarchen und seiner Regierung, der bürgerlichen Gesellschaft, der Provinz zu suchen sind. Geringer waren die Forderungen gewesen, mehr war erreicht worden.

V. Frankfurt.

Tief im Innersten des deutschen Volkes ruhte seit Jahrhunderten der Gedanke an ein mächtiges Kaisertum, die Hoffnung auf Glanz und Größe. Vorübergehend, unter Otto I., unter den Hohenstaufen war eine Flutwelle des Aufschwunges gekommen, um bald in kleinlichem Gezänke abzuebben. Der große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen den einzelnen Fürsten, die auf

Kosten der Reichsgewalt ihre eigne Souveränität mehren wollten und dieser selbst, zwischen den unabhängigen, gewerbsfleißigen, handeltreibenden Städten und der gierig nach ihnen greifenden Fürstenmacht hat das römische Reich germanischer Nation gelähmt, so daß allgemach das Ausland sich einmischen konnte in deutsche Querelen. Als dann von Deutschland aus der Versuch gemacht wurde, die Abhängigkeit von Rom in geistlichen und weltlichen Dingen abzuschütteln und eine deutsche Nationalkirche zu schaffen, da fanden Luther und seine Genossen die Kaiser aus dem Hause Habsburg als ihre Gegner, und endlose Zwietracht griff ein in alle Glieder des Reiches. Sie tobte aus in dem männermordenden, flurenverwüstenden Kriege, den man den Dreißigjährigen nennt. Ein menschenarmes, zerstörtes Land blieb zurück, das erst langsam sich von den Todeswunden erholen mußte; mit eisernem Griff hielten die Ausländer, Franzosen, Schweden, ihre Hände auf dem Reiche, und langsam, aber konsequent wurden auch die habsburgischen Kaiser Ausländer. Immer wieder mit fremdem Blut vermischt, durch Gunst und Ungunst der Verhältnisse auf Spanien, Belgien, Italien, den Osten hingedrängt, verloren sie Besitz auf Besitz im Reiche, verloren sie das Interesse an der Hütung und Mehrung des Reiches, benützten den Ehrenvorsitz, der ihnen mit einer Reihe von Sporteln und Titeln da blieb, nur um ihre eigne Hausmacht zu erhöhen. Das Kaisertum Österreich war seit langen Jahrhunderten, seit in realer Erbschaft zu den österreichischen Erbländern Böhmen und Ungarn dazukam, vorbereitet worden, ebenso die Auflösung des deutschen Reiches in kleinere Staaten. Je weniger deutsch die Habsburger wurden, ihrer Abstammung, Erziehung, Verehelichung, ihren in tausend Zungen redenden Untertanen zuliebe, desto mehr sonderten sich die Deutschen im Reiche von ihnen ab, desto mehr verlor sich aber auch der Begriff „deutsch" überhaupt in Deutschland. Es gibt da in Reichslanden, Reichsstädten, Reichsdörfern wohl einen fürstlich hessischen, einen bischöflich speierschen, einen reichsstädtisch augsburgischen Patriotismus, aber keinen deutschen.

Nur still und leise in Liedern und Mären stieg die Erinnerung an vergangene Größe, die Hoffnung auf zukünftige Kraft auf; Friedrich II., der letzte Hohenstaufe, der noch manneskräftig aus reichem Dasein plötzlich abberufen ward, sollte irgendwo in deutschen Bergen hausen, die Stunde seiner Rück-

kehr abwartend. Allgemach verblaßte die Erinnerung an den letzten Hohenstaufen, er tritt zurück vor dem gewaltigen Krieger Friedrich I., dem Rotbart, und diesem wendet sich nun die Sage zu; er sitzt im Kyffhäuser oder im Untersberge schlafend, sein mächtiger Bart hat im Wachsen den Marmortisch gespalten; zwei Raben fliegen krächzend um den Berg; einst werden sie dem Schlafesmüden künden, daß der Tag des Erwachens gekommen, dann wird er aufstehen und hinaustreten, mit wuchtigen Schwerthieben die Feinde schlagen und Ordnung machen, und es wird sein ein großes deutsches Reich.

Denn Sage und Märchen dünkte die Erinnerung an einstige Zeiten deutschen Kaiserglanzes dem, der Ende des 18. Jahrhunderts trüben Blickes die Gegenwart beschaute. Auch der deutschfühlende Kaiser Josef II., der heiß bemüht gewesen war, verlorene Macht im Reiche wiederzugewinnen, hatte in letzter Linie doch nur der österreichischen Hausmacht dienen wollen, als er den Versuch machte, Bayern zu gewinnen. Und wenn Friedrich der Große diesen Versuch vereitelte und dagegen einen Fürstenbund schuf, so hat er kaum ans Reich, eben nur an Preußen gedacht. Aber wichtiges war doch — den Mitlebenden unbewußt — damals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschaffen worden für das einstige Deutschland, dadurch, daß sich unter den vielen kleinen Fürstentümern eines abgesondert hatte, das imstande war den Habsburgern Widerpart zu halten, das imstande war die Führung im Reiche zu übernehmen und das deutsch war. Damals freilich fühlten die Österreich feindlichen Reichsdeutschen sich höchstens „fritzisch“, und langsam erst, mit großer Mühe, hat sich der Gedanke durchgerungen von der Bestimmung Preußens; Friedrich des Großen Nachfolger selbst haben an diese Mission nicht geglaubt.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, als das Reich immer mehr im Sinne jenes großen Staatsrechtslehrers Pufendorf ein „Monstrum“ geworden war, als das Wort des Wiener Predigers Abraham a Santa Clara, es sei kein „römisch Reich“ mehr, sondern ein „römisch Arm“ immer klarer wurde, fegte von Westen her ein furchtbares Ungewitter, das alles, was morsch war, umriß und Platz schuf für einen Neubau des Reichs. Die französische Revolution und ihr Vollender Napoleon I. waren es, die zu unendlichem Glücke für Deutschland aufräumten mit dem alten Schutt.

Hunderte von kleinen staatsrechtlichen Existenzen wurden damals ausgelöscht und ausgewischt von der deutschen Landkarte, geistliche und weltliche; man nannte das gelehrt: säkularisieren und mediatisieren; das alte römische Kaisertum deutscher Nation, nachdem es gerade ein Jahrtausend bestanden hatte, wurde heimgeschickt (1806); zwei Jahre vorher hatte Kaiser Franz aus den Verhältnissen die richtige Lehre gezogen und sich ein Kaisertum Österreich geschaffen. Machtvoll griff Napoleon in die deutschen Dinge ein, auf seinen Wink wurden Königreiche (wie Württemberg, Sachsen, Bayern), Großherzogtümer (wie Baden), Kurfürstentümer (wie Hessen) geschaffen; das endlich widerstrebende Preußen wurde bei Jena und Auerstädt, Österreich bei Austerlitz, bei Wagram niedergeworfen. Gegen diesen furchtbaren Druck der Fremdherrschaft regte sich scharfer Gegendruck, ein Gemeinsamkeitsgefühl ergriff die Ostpreußen, Hessen, Hamburger, Österreicher, Bayern, in der Abwehr gegen den Wahnwitz des Korsen fanden sie sich alle, der herrliche Aufschwung der Befreiungskriege schuf zum ersten Male einen Boden, auf dem sich die deutschen Landeskinder unbegrenzt von den Landesschranken treffen konnten. Alle Kräfte des Reichs wurden gerufen, in Freischaren betätigte sich die Begeisterung des Volkes, Ernst Moritz Arndt sang: „Was ist des Deutschen Vaterland, ist's Preußenland, ist's Bayernland ... nein, mein Vaterland muß größer sein!" Jahn rüstete in heiligem Zorn gegen Fremdherrschaft sein Volk zum Streite, indem er es durch Leibesübungen aller Art stählte; der schlichte Turnerrock sollte alle Stände gleichmachen, alle Grenzen verwischen, der „teutsche" Turner allein sollte bleiben. Und dieser universelle Geist ergriff mit der ganzen Kraft einer herrlichen neuen Idee die deutsche Jugend, auch die Hochschulen wollten sich lossagen von der alten Sitte der Landsmannschaft, eine allgemeine, alle Studenten umfassende Burschenschaft sollte erstehen. Als Symbol für diese Burschenschaft „gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden deutschen Einheit" wurde 1816 eine Fahne geweiht, aus den Farben schwarz-rot-gold bestehend. Vielleicht aus der Uniform des Lützowschen Freikorps entstanden — schwarz mit rotem Vorstoß —, wahrscheinlicher aus den Farben schwarz-rot der Verbindung Vandalia, der ein großer Teil der ersten Jenenser Burschen angehört hatten, durch Hinzutun von goldenen Verzierungen.

Wenn aber diese deutschen Krieger, Turner, Studenten erhofft hatten, aus dem Sturm jener Tage werde etwas Bleibendes entstehen, so wurden sie bald bitter enttäuscht. Auf dem Wiener Kongresse, jener großen Gesellschaft für die Herstellung der zerstörten politischen Verbände, wurde jedes deutsche Gemeingefühl wieder sorgsam erstickt. Das alte Kaisertum ließ man schlafen, aber das alte Reich wurde — nur unter andrer Form — wieder aufgeweckt; ein Deutscher Bund entstand, zuletzt 34 Fürsten und 4 freie Städte umfassend, unter dem Vorsitze Österreichs. Und lahm und schmählich war seine Wirksamkeit, ein zuerst enttäuschendes, dann lächerliches, endlich geradezu verachtetes Wesen. Mit eiserner Hand wurden alle deutschen Gefühle zurückgedämmt; der deutsche Professor, der deutsche Student gefürchtet, der Turner verfolgt wie der Jude; sorgfältig der äußerste Partikularismus gehegt, der Hesse nur zum Hessen, der Frankfurter nur zum Frankfurter erzogen. Und doch vollzog sich bald darauf unter der Gewalt der Verhältnisse, die benutzt wurden von einsichtsvollen Männern, ein gar bedeutsamer Schritt, der siegreich über allen Partikularismus hinwegstieg und den selbst der mächtige Metternich nicht hindern konnte: die große Einigung Preußens mit den meisten deutschen Ländern im Zollvereine, der am 1. Januar 1834 begann und im Laufe der folgenden Jahre weiter ausgebaut wurde. Der Wert desselben liegt darin, daß die deutschen Kleinstaaten in volkswirtschaftlicher Beziehung die preußische Faust zu spüren begannen und in einer der empfindlichsten Seiten des menschlichen Lebens, im Geldpunkte, seiner Führung sich unterwerfen mußten. Einheit des Maßes, der Münze mußte folgen. Die Raben begannen immer aufgeregter den Berg des alten Kaisers zu umkreisen; schon erhoben sich laute Stimmen, die von der notwendigen Vorherrschaft Preußens in Deutschland redeten. Freilich regten sich auch noch genug Stimmen für Österreich, viele andre wollten nichts wissen von der Vorherrschaft einer solchen Großmacht; in der Macht der kleineren Staaten sahen sie das Glück Deutschlands; wer da diesen Gedanken am konsequentesten ausdachte, der mußte freilich zur Überzeugung kommen, daß ein neues Deutschland von keinem Kaiser oder Könige regiert werden sollte, sondern vom deutschen Volke allein, er träumte von einer großen Republik, in der die kleinen Staaten aufgehen konnten.

In der Sorge dieser trüben Zeiten begannen nun jene Gefühle und Hoffnungen sich zu rühren, deren bereits auf früheren Blättern gedacht ward. Wie sich anfangs des Jahrhunderts in Spanien den von der Laune des Hofs abhängigen „serviles" die freien gegenübergestellt hatten, „los liberales", so bildeten sich auch in Deutschland liberale Parteien, die eine Verfassung, Preßfreiheit, Geschworenengerichte, bessere und kontrollierte Finanzverwaltung verlangten. Wie es in Tagen eines schweren Druckes von oben immer geht, bekommen dann die am meisten Anhang, die am meisten verlangen, den größten Lärm machen sie erscheinen am unabhängigsten, am freisinnigsten. So bilden sich die deutschen Demokraten aus, die ein Volksheer, eine Volksvertretung auf breitester Grundlage, Aufhebung aller Standesvorrechte verlangen, die im Republikanismus dann ihre letzte Konsequenz finden. Daneben geht eine kirchliche Bewegung, der Deutsch-Katholizismus, gegen Rom gerichtet. Allen sonst verschiedenartig denkenden Männern ist aber gemeinsam der Wunsch nach einer Neuordnung der Verhältnisse des Deutschen Bundes. Daß diese Spottgeburt von Dreck und Feuer nicht weiter dauern konnte, war allen klar. Das Einheitsgefühl wird wieder lebendiger, seit 1840 die Verfolgung gegen die deutsche Burschenschaft, die heimlich fortbestanden hatte, aufhörte, als der deutsche Turner seine Muskeln wieder rühren durfte, Gesang und Schießkunst die Deutschen vereinte, eine große Gewerbeausstellung 1842 in Mainz die Industriellen versammelte und auch die Wissenschaft — besonders so die deutschen Philologen 1846 — Vertreter aller Gaue zusammenrief. Auch die Kunst blieb nicht zurück; am Hermann-Denkmal im Teutoburger Walde wurde gearbeitet, 1842 fand die Grundsteinlegung zum Weiterbau des Kölner Doms statt, bei der nicht nur Friedrich Wilhelm von Preußen Worte deutscher Art fand, sondern auch der Vertreter Österreichs, Erzherzog Johann. Seine Rede ist dann von der gierig lauschenden Menge dem Inhalte und dem Sinne nach vielfach umgestaltet worden, bis sie in einer Form überliefert wurde, als hätte der österreichische Erzherzog gesagt: kein Österreich, kein Preußen solle es hinfüro geben, sondern nur ein einiges Deutschland, fest wie seine Berge!

Und König Ludwig von Bayern schuf in der Walhalla, in der Befreiungshalle zu Kelheim Denkmäler, deren Bezugnahme auf deutsche Einheit nicht zu verkennen war.

Schon im Herbste 1847 war in großen Versammlungen zu Offenburg und Heppenheim das ganze nationale und demokratische Programm entwickelt worden, sehr zum Unbehagen der Regierungen; am 5. Februar 1848 brachte Bassermann in der badischen Volkskammer, wo die Rede immer am kühnsten sich ergehen durfte, einen Antrag ein auf Umgestaltung der Bundesverfassung in nationalem Sinne.

Da kam die Kunde von der französischen Revolution, die Schrecken trieb in die Herzen der Regierenden. Diese einzige Gelegenheit zu nützen, fanden sich Hunderte von deutschen Männern bereit. Schon am 5. März traten zu Heidelberg einundfünfzig zusammen, die über die zu tuenden Schritte berieten und für Ende des Monats nach Frankfurt eine Versammlung aller gegenwärtigen und einstigen Ständemitglieder, nebst sonst hervorragenden Persönlichkeiten einberiefen; zu weiterer Vorbereitung setzten sie einen Ausschuß von sieben Männern ein. Gleichzeitig war auch der Deutsche Bund aufgewacht aus seinem Schlafe, hatte ein deutsches Wappen, eine deutsche Fahne angenommen — schwarz-rot-gold, erst seit diesem Tage kann man sie „Reichsfarben" nennen — und selbst einen Ausschuß einberufen zum Studium der Verfassungsfrage. Unleugbar hatte er die Initiative ergreifen sollen, aber was da geschaffen wurde — das Wertvollste war wohl ein Verfassungsentwurf des Historikers Dahlmann — blieb nur schätzbares Material für den künftigen Forscher. Das deutsche Volk hatte die Führung übernommen; am 31. März begann jene Vorversammlung in Frankfurt, die die letzten Maßregeln traf für ein deutsches Parlament, das aus allgemeinen Wahlen, auf je 50000 Menschen ein Abgeordneter, im Mai gewählt werden sollte. Da aber eine uralte Zählung zugrunde gelegt wurde, so kam auf durchschnittlich 70000 Einwohner ein Vertreter, und große Staaten, wie Preußen, die sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre mächtig entwickelt hatten, kamen zu kurz kleineren Ländern gegenüber, die stationär geblieben waren. Unter tiefer Erregung fanden die Wahlen zum ersten deutschen Parlamente statt; am 18. Mai konnten in feierlichem Zuge vom Römer in Frankfurt die Volksvertreter Deutschlands nach der Paulskirche sich bewegen, wo rasch das große Rund der Kirche notdürftig zu einer Versammlungsstätte umgewandelt worden war. Das Volk jubelte, das Militär präsentierte die Waffen, Glocken

klangen; die Brust mit Hoffnungen geschwellt, aus heißem Herzen die Bitte zum Himmel emporquellend, das große Werk gelingen zu lassen, traten die Abgeordneten zusammen. Kaum einer war wohl unter ihnen, der es nicht ehrlich gemeint hat mit seinem Amte, der sich damals nicht zu Großem berufen gefühlt. Es war ein welthistorischer Moment, der aus den fernsten Teilen der deutschen Erde ihre Söhne in der alten Wahlstadt des deutschen Reichs zusammenkommen sah; die Worte Goethes mochten auf diesen Tag passen: „Von heut' ab beginnt eine neue Periode, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Freilich, über das was geschehen solle, war man sich ungefähr einig: ein lebendiges deutsches Staatsgefüge, in dem jeder einzelne zum Rechte und zum Worte kommen konnte, war zu schaffen; frei nach innen, mächtig nach außen. Aber über das wie es geschehen solle? gingen die Ansichten aller weit auseinander. Aus den 600—700, die sich hier allmählich zusammenfanden, war es oft schwer, je fünfzig oder hundert zusammenzubringen, die einer Ansicht waren. Die Abstimmungen verschoben das Gesamtbild stets; fast immer gab es 10—12 Parteien, die sich nach ihrem Zusammentretungsorte nannten, nach Augsburger Hof oder Westendhalle oder Café Milani u. s. f. Da gab es Männer, die eine Neugestaltung Deutschlands nur in Verbindung mit den bestehenden Regierungen für möglich hielten, die bei den Fürsten die Souveränität ruhen lassen wollten. Da gab es im Gegenteile Männer, die nichts von Fürsten wissen wollten, die Verse sangen wie „Fürstenblut muß fließen", die, wie Heinrich Laube erzählt, mit Gemütsruhe sämtliche 34 Fürsten zum Frühstücke verzehrten, die nur im Volke allein die entscheidende Hoheit fanden. Und da gab es Männer, die wohl die Rechte des Volkes anerkannten, wohl die Rechte der Fürsten nicht verkannten und die darum in den in Frankfurt versammelten, vom Volke mit Zustimmung der Regierungen gewählten Männern die einzig mögliche entscheidende Gewalt sahen. Diese letzteren aber waren selbst wieder uneins, je nachdem sie mehr oder weniger demokratische Grundlagen für ihren Neubau annahmen. Daher die große Gruppenscheidung in Rechte, Linke, rechtes und linkes Zentrum. Als Präsidenten erkoren sie sich den hessischen Minister Heinrich von Gagern, eine zugleich gewinnende und imponierende Persönlichkeit, und begannen dann in Gottes Namen die Verhandlungen.

Aber was für eine Überfülle von Herzenswünschen kam da gleich zutage, was für eine Fülle von Worten wurde verbraucht, um ihnen Luft zu machen, wie wenig verstand der einzelne sich unterzuordnen; der ganze, durch jahrelang gemußte Schweigsamkeit aufgespeicherte Rededrang brach sich elementar Bahn. Die wenigsten waren parlamentarisch geschult, die ungeheuerlichsten Anträge, Verbesserungsvorschläge wurden in langatmigen Reden breit geschlagen. Männer des praktischen Betriebs, Fabrikanten, Kaufleute, Techniker, Landwirte waren in der Minderheit. Sie hatten am wenigsten Zeit und Muße gehabt, sich der vor 1848 sehr undankbaren Politik zu widmen. Professoren, Juristen, die die Kunst der Rede, die Handhabung der Schrift aus ihrem Gewerbe heraus hatten betreiben können, die theoretisch sich mit Verfassungsfragen in Vergangenheit und Zukunft vertraut gemacht hatten, waren in der Überzahl und sie drückten jetzt dem Ganzen das Gepräge auf. Ohne Rücksicht auf das Mögliche, auf das Erreichbare, wurde in schönen Theorien gearbeitet und dabei die kostbarste Zeit verloren, die Zeit, da die Regierungen noch gefügig waren, da sie durch Aufstände beschäftigt noch froh gewesen wären, eine ruhig und rasch sich in Frankfurt fügende Verfassung zu bestätigen. Gewiß diese Männer haben mit bestem Gewissen und nach bestem Wissen geredet und vorgeschlagen, aber sie waren politische Kinder, die noch eine Amme brauchten und denen dann zum Lohne für ihre unnütze Mühe, ihre zwecklose Arbeit mit Hohn und Spott aufgewartet wurde:

Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der macht ein verständlich System daraus,
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

„Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf, die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation." Mit diesen Worten begrüßte von Gagern die Versammlung und lenkte sie auf das nächste Ziel.

Das war die Verfassung und innerhalb derselben wieder die Schaffung einer provisorischen Zentralgewalt; man wollte die Bildung eines deutschen Staates vorwegnehmen, man wollte ein Ministerium bilden, Steuern eintreiben, ein Heer schaffen, eine Kriegsflotte bauen; das alles nur von der Nationalver-

sammlung abhängig zu machen erschien unmöglich; die Männer, die eine Republik errichten wollten, waren doch in der großen Minderzahl, so schien irgend eine vorstehende Gewalt, die an den Fürstenstand vermittelnd anknüpfte, die beste. Unbehindert durch namentlich eine Reihe von nationalen Fragen, die an die Tore der Paulskirche pochten, wurde der Monat Juni der Lösung dieser wichtigen Angelegenheit gewidmet. Auch da tauchte eine Fülle von Vorschlägen auf. Man kann aber aus der Entwicklung, die diese Sache nahm, einen Schluß auf die monarchische Denkungsart der Versammlung ziehen: alle Anträge auf eine Exekutivkommission, eine provisorische Regierung, auf einen Präsidenten, Reichsstatthalter wurden rasch begraben, man griff auf den Fürstenstand selbst zurück; auch da tauchten verschiedene Meinungen auf, aus denen eine Zeitlang die sogenannte Onkel-Regierung die meisten Anhänger um sich scharte: je einen Prinzen von Österreich, Preußen und Bayern, die zufällig alle Oheime der betreffenden Regenten gewesen wären, zu küren. Auch hier fand die monarchische Spitze — einen Mann allein zu wählen — schließlich am meisten Beifall; die uferlose Debatte schränkte Präsident von Gagern mit kühnem Griffe ein: anstatt durch umständliche Vereinbarung mit den Regierungen, durch Selbstwahl der Versammlung das provisorische Oberhaupt zu wählen. Vorsichtig mußte da diese Persönlichkeit ausgesucht werden; in vollem Einklange mit der damals noch allgewaltigen Ansicht: an dem Ehrenplatze Österreichs dürfe nicht gerüttelt werden, wurde ein Österreicher dazu erkoren, Erzherzog Johann, der Bruder weiland Kaiser Franz'. Auch Preußen war damit einverstanden; es ist bezeichnend, daß damals noch ein Antrag, König Friedrich Wilhelm damit zu betrauen, von der größten Mehrheit mit Gelächter abgelehnt wurde.

Erzherzog Johann war 1782 geboren; in seiner Jugend war er durch seine Geburt zum Heerführer berufen worden, hatte aber bei Hohenlinden, dann später noch im Feldzuge von 1809 gezeigt, daß er nicht die Eignung zu einem großen General besitze. Anders veranlagt als die meisten seiner Brüder und Vettern zog er sich bald vom Hofe zurück, in Graz seinen Wohnsitz aufschlagend, der Wissenschaft und Literatur im Verkehr mit bedeutenden Männern lebend. Populär im eigentlichen Sinne des Wortes wurde er, als er 1826 nur der Neigung seines Herzens und den Geboten bürgerlicher Ehre

folgend die schöne Postmeisterstochter Anna Plochl aus Aussee ehelichte. Dieser Schritt, dem im Erzhause nur ganz vereinzelt Vorbilder sich zeigten — man denkt an Erzherzog Ferdinand und Philippine Welser — gewann ihm in jener Zeit des Hofdruckes die Achtung und Anerkennung aller freiheitlich Denkenden. Endlich bekam er auch in Wien dafür Absolution, seine Gattin wurde Gräfin von Meran, derselbe Titel gehört noch heute seinen Nachkommen. Noch inniger wurde er dadurch mit den österreichischen Alpenländern verbunden; immer wertvoller wurde seine Tätigkeit in Graz. Nach dem Tode Kaiser Franz' waltete in Wien auch eine mildere Stimmung vor; bei dem Kölner Dombaufeste trafen wir ihn als Vertreter Österreichs. Und mit den Worten, die er dort gesprochen hat, knüpfte er ein neues Band mit den Gebildeten des deutschen Volkes, nicht nur als liberal, sondern auch als national erschien er. Da war es dann beinahe etwas Selbstverständliches, daß er 1848 gleich als Mittler zwischen Hof und Revolution auftrat, der Stellvertreter Kaiser Ferdinands in Wien wurde. Und jetzt ward er der Kandidat der Partei in Frankfurt, die mit den Fürsten und mit Österreich sich vertragen wollte. Am 29. Juni wählte ihn die überwältigende Mehrheit zum Leiter der provisorischen Zentralgewalt, mit dem sprachlich nicht ganz glücklichen Titel eines „Reichsverwesers". Sofort trat eine Abordnung den Weg nach Wien an, um den Erzherzog zur Übernahme seines neuen Amtes einzuladen. Mit überreichen Ehren wurde diese Abordnung auf der Hinfahrt in Ober- und Nieder-Österreich, auf der Heimfahrt in Schlesien, Sachsen, Thüringen begrüßt. Es waren die Flitterwochen des neuen Reiches.

In den österreichischen Regierungskreisen war man gleichfalls erfreut, durch Erzherzog Johann eine einflußreiche Verbindung mit den neuen Verhältnissen „draußen" zu schaffen, gern konnte er der Einladung folgen. Am 12. Juli traf er in Frankfurt ein. Die schlichten, warmen Worte, die er beim Empfange sprach, gewannen ihm vollends die Herzen aller, die sich ihm nicht prinzipiell verschließen wollten: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für den Empfang. Als ich die Nachricht von der Wahl des deutschen Volkes bekam, war ich erstaunt, daß mein großes Vaterland, das große Deutschland, in meinen alten Tagen an mich einfachen Mann gedacht hatte. Es gibt Anforderungen an den Menschen, bei welchen er nicht schwanken

darf, in welchen Lagen und in was immer für Verhältnissen er sich befinden mag. Wenn das Vaterland ruft, so ist es Pflicht, seine letzte Kraft, seine letzten Jahre demselben zu weihen. Dies hat mich bewogen, Ihren Ruf anzunehmen, um mit Ihnen das große heilige Werk zu vollenden. Da habt Ihr mich — ich gehöre zu Euch." In sein Tagebuch hatte der bescheidene Mann, als seine Kandidatur auftauchte, die Worte geschrieben: „Die Frankfurter Sache entwickelt sich, mich demütigt dieses entsetzlich; was bin ich und welche Ehre, aber welche Lasten! Es würde Gott mir es nicht aufbürden, wollte er mir nicht auch helfen. Sein Wille geschehe!" Zugleich ward an seine Seite ein Ministerium gesetzt, dem ein Österreicher, Schmerling, für das Innere, ein Preuße, General Peucker, für den Krieg angehörte: die Regierungen erkannten den Reichsverweser an, das Gebäude schien unter Dach, man konnte an die innere Einrichtung und Ausschmückung denken.

Wie sehr dieser Rohbau aber eines gesicherten Fundaments entbehrte, zeigte kurz darauf die Angelobung der Militärmacht an das neue Reich. Wenn man in Frankfurt gedacht hatte, alle Könige, Großherzoge, Herzoge — auch der Kaiser von Österreich — würden ganz einfach zugunsten der neuen Regierung auf ihre vollen Souveränitätsrechte verzichten, so fand man sich bald bitter enttäuscht. Nur mit besonderen Kautelen wurde diese Angelobung gestattet, in Österreich, Preußen, Bayern, Hannover fand sie überhaupt nicht statt. Auf eine Anfrage an General Peucker, die zuletzt nichts andres bedeutete als eine Entscheidung, ob er zunächst Reichsbeamter und als solcher Preuße sei oder umgekehrt, gab der loyale Mann die tapfere Antwort, daß er sich immer noch als preußischer General fühle, der seinem Könige unbedingten Gehorsam schulde. Und gleich die schleswig-holsteinische Frage, die noch kurz zu berühren sein wird, zeigte die ganze Hohlheit der Frankfurter Stellung. Wir treffen damit auf den wundesten Punkt des ersten deutschen Parlaments. Es war allgemeinen Volkswahlen entsprossen; obgleich mancher der Abgeordneten nur von einer verschwindend kleinen Anzahl von Wählern gewählt worden war, konnten sie sich als Vertreter des gesamten deutschen Volkes fühlen, aber wie stand es mit der Macht, die Beschlüsse durchzuführen? Dieselbe war gleich Null. Alle Offiziere, Beamten, die ein Staat zur Durchführung seiner Verordnungen bedarf, fehlten und

mußten von den 38 deutschen Regierungen ausgeborgt werden, wobei es ganz im Belieben der einzelnen blieb, ob sie den Maßregeln der Frankfurter ihren ausführenden Arm liehen oder nicht. Eine Legislative war vorhanden, aber keine Exekutive. Sie hatten nur die Macht zu wollen, aber nicht auch zu können. Und statt in erster Linie diese Frage zu lösen, ergaben sie sich rein theoretisch den Erörterungen über die Rechte der Deutschen als Menschen und als Bürger, sie schufen Gesetze, ohne zu wissen, wer sie ausführen werde. In diesem Gegensatze, in diesem Grundfehler lag der Todeskeim jenes glorreichen Versuches im Jahre 1848. Nur von den Regierenden konnte eine solche bindende Einrichtung ausgehen, nicht von den Regierten allein. Aber unbekümmert darum schwammen die Volksvertreter lustig weiter im Meere grauer Theorie.

Unendlich charakteristisch ist der Brief Friedrich Wilhelms IV. an den neuen Reichsverweser, worin er schreibt, daß dessen Wahl ganz seinen Wünschen entspreche, obwohl diese Äußerung der Nationalversammlung „in sich völlig ungültig, null und nichtig sei". Vortrefflich paßt dazu der Ausspruch desselben Königs bei einer bald darauf in Köln sich bietenden Gelegenheit: „Vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland Fürsten gibt, und daß ich zu diesen gehöre . . . !" Eine, wenn man will, wohlmeinende Warnung, die aber in den Wind gesprochen war, weil viele in Frankfurt die Fürsten überhaupt vergessen wollten, viele wenigstens taten so, als könnte man es ungestraft wagen.

Gerade in jenen Tagen wurde dem Parlamente das Zeugnis seiner Hilflosigkeit ausgestellt. Ein überaus seltsames staatsrechtliches Geschick hatten die Herzogtümer Schleswig-Holstein. Miteinander eng verbunden, waren sie durch Personalunion an Dänemark gekittet, außerdem Holstein zum Deutschen Bunde zugehörig. Diese Anomalie suchte Anfang 1848 der König von Dänemark, Christian VIII., zu lösen, indem er die Herzogtümer auch real an seinen Staat fesseln wollte; er hatte einen unglücklichen Moment gewählt, was vielleicht einige Jahre vorher gelungen wäre, erregte jetzt, wo nationales Leben in Deutschland zum erstenmal wieder sich regte, die heftigste Entrüstung; ja es war der König von Preußen selbst, der hier die erste Gelegenheit fand, sein Deutschtum, das er wirklich fühlte, und das er öffentlich verkündet hatte, zu betätigen; er griff mit bewaffneter Hand ein, gewiß nicht um einen Krieg mit

Dänemark zu beginnen, sondern um letzteres einzuschüchtern. Das ließ sich aber nicht einschüchtern, im Vertrauen auf den Rückhalt von seiten der Großmächte, wie England, nahm es den Kampf auf. Die deutschen Waffen siegten, aber Dänemark hielt zäh aus, England und — sobald es konnte — auch Frankreich mischten sich hinein, zu größeren Anstrengungen fühlte sich Preußen nicht berufen, den König, der nicht lange bei einem Entschlusse bleiben konnte, reute sein kühnes Beginnen, die übrigen Reichsregierungen ließen ihn im Stiche, er nahm die englische Vermittlung an und schloß einen Waffenstillstand zu Malmö mit den Dänen. Ungeheure Empörung ergriff die Frankfurter Versammlung, trotz warnender Stimmen, die Vernunft predigten, erfolgte ein Beschluß, der die Sistierung des Waffenstillstandes anordnete, was natürlich ungefähr so viel bedeutete, als wenn der Hund den Mond anbellt. Aus dieser Blamage heraus konnte nur ein mutiger Entschluß retten, nämlich jenen Beschluß zurückzunehmen, was nicht lange darauf geschah. Damit war auch das Schicksal der unglücklichen Elbherzogtümer besiegelt, denn der im nächsten Jahre fortgesetzte Krieg endete kläglich, mit dem Siege Dänemarks.

An diesem konkreten Falle war auch in auswärtigen Angelegenheiten die völlige Ohnmacht der Versammlung klar zutage getreten. Sie hatte überhaupt in auswärtigen Dingen Unglück; gleich anfangs waren — wie angedeutet worden — nationale Fragen an den Reichstag herangetreten: die italienische, die ungarische, die polnische, die tschechischslawische. In allem Ernste war verlangt worden, Österreich solle die Lombardei an Italien abtreten, man verurteilte die Germanisierung Polens und wollte Posen aus dem neuen Reiche ausschließen, man begrüßte die Magyaren freundschaftlich und nahm eine Resolution an, die jedem Nichtdeutschen die volle Gewähr seiner Nationalität auch im Gebrauche der Sprache innerhalb der deutschen Grenzen versprach — letzteres ein Lockvogel für Tschechen und Slowenen, sich in Frankfurt ebenfalls einzufinden. Und in der Tat, dem national und freisinnig fühlenden Deutschen mußte in dem Augenblick, wo er die volle Betätigung des Deutschtums als sein unveräußerliches Recht forderte, es billig und richtig erscheinen, dasselbe Recht auch den anderssprachigen Völkern einzuräumen. Die Herren vergaßen nur dabei wieder, daß, was in der Theorie richtig sein kann, in der Praxis

falsch oder wenigstens unmöglich sein könne; daß sie mit einer solchen Parteinahme für Italiener, Polen, Slowenen, Tschechen, Magyaren die vielen vermischt mit diesen lebenden Deutschen denselben auslieferten. Aber für die Wirklichkeit hatten sie eben keinen Sinn, auch zu wenig Kenntnisse. Vergebens wiesen damals schon die österreichischen Abgeordneten in Frankfurt auf die großen Gefahren hin (so Giskra für Mähren), die den Deutschen in Österreich von den andern Nationalitäten drohten, vergebens rief Ernst Moritz Arndt sein „Deutsche, seid nicht allzu gerecht" in die Versammlung hinein.

Seit dem Sommer 1848 verhandelten die Frankfurter Abgeordneten über die wichtigste Frage: die Verfassung des neuen zu bildenden Bundesstaates. Mühsam wurden allgemeine Artikel erledigt, so über die religiösen Verhältnisse, Artikel, die die allgemeinen Grundrechte oder, wie sie anderswo genannt worden sind: Menschenrechte behandelten. Jede derartige Versammlung hatte damals das Bedürfnis, einmal klarzulegen, was für Rechte ein Bürger eines modernen Staates habe. Dann ging man über zu den speziell Deutschland berührenden Abschnitten. Neun Monate lang, bis Ende März 1849, wurde darüber verhandelt; man hatte nach endlosen Mühen die Freude, diese Verfassung in ihren Hauptabschnitten festgelegt zu haben, in 197 Paragraphen war mit Ausnahme des Kapitels über das Reichsoberhaupt sie enthalten. Es war eine auf rein demokratischer Grundlage voll und ganz in der Hoheit des Volkes wurzelnde, die deutschen Fürsten nach wie vor gänzlich ignorierende Verfassung. Die Reichsgewalt hat das Recht über Krieg und Frieden, sie verfügt über die gesamten Heere der deutschen Staaten, sie verfügt allein über die Kriegsmarine; sie hat die Gesetzgebung über Schiffahrt, Flußzölle und Abgaben, Eisenbahnen, Landstraßen, Kanäle zu besorgen; das Reich soll ein großes Zoll- und Handelsgebiet umfassen, alle innerhalb desselben liegenden Schranken müssen fallen; ebenso hat es die Oberaufsicht über Post, Telegraphen, die Münze. Die Ausgaben sollen gedeckt werden durch den Anteil des Reiches an Zöllen, Produktions- und Verbrauchssteuern; was darüber hinaus nötig, kann es von den Einzelstaaten einheben, es kann überhaupt Steuern ausschreiben, Anlehen eingehen, Schulden machen. Der Umfang der Reichsgerichtsbarkeit wird durch besondere Gesetze festgelegt werden; wie man da in die bestehenden Ver-

hältnisse eingreifen wollte, zeigte der Paragraph der Grundrechte, der von der Notwendigkeit einer bürgerlichen Eheschließung sprach. Paragraph 63 besagte: „Die Reichsgewalt ist befugt, wenn sie im Gesamtinteresse Deutschlands gemeinsame Einrichtungen und Maßregeln notwendig findet, die zur Begründung desselben erforderlichen Gesetze . . . zu erlassen", wodurch sie eine unumschränkte Gewalt über alle Landesgesetzgebung erhielt. Das gesetzgebende Organ des neuen Reiches sollte aus einem Staatenhause und einem Volkshause bestehen; ersteres zum Teil von den Regierungen, zum Teil von den Vertretungen der einzelnen Staaten gewählt, das letztere auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zustande gekommen.

Beschlüsse, die in drei aufeinanderfolgenden Sitzungsperioden gefaßt wurden, sollten Gesetzeskraft erhalten auch ohne Zustimmung des Oberhauptes — eine Einschränkung der Macht desselben, die jedem Fürsten die Annahme dieses Postens schier unmöglich machte. Wenn der Reichstag, um ein sehr drastisches Beispiel zu wählen, dreimal nacheinander die Absetzung des Oberhauptes beschloß, so mußte letzteres schließlich dem eignen Sturze tatenlos zusehen. Vergeblich blieben die Bemühungen Einsichtiger, das unbedingte Vetorecht des Fürsten durchzusetzen.

Als 1871 ein deutsches Reich wirklich geschaffen und ihm eine Verfassung gegeben wurde, konnte in vielen Punkten an das Frankfurter Projekt angeknüpft werden: so in der Kompetenz über Militär, Marine, Eisenbahn, Post, Münze, Zölle, Recht, in der Art der Einnahmen aus Zollerträgnissen und Matrikularbeiträgen. Erscheinen so die Rechte des neuen Staatsgefüges in beiden Dokumenten nicht wesentlich verschieden, so sind im modernen die Pflichten den Regierungen gegenüber viel bedeutungsvoller aufgetragen. Das demokratische Öl, mit dem nach Uhlands Worten der deutsche Kaiser einst gesalbt werden sollte, hat sich stark verflüchtigt; zu einem gutwilligen Übereinkommen zwischen Regierenden und Regierten, nicht zu einseitiger Bevorzugung der letzteren ward der neue Vertrag. Machtvoll steht jetzt der deutsche Kaiser da, gegenüber dem Träger der Reichsgewalt von 1848, himmelweit verschieden ist der Bundesrat vom ehemaligen Staatenhause. Und wenn ein vornehmlicher, demokratischer Einschlag geblieben ist: die direkten, allgemeinen Wahlen, so hat die Frankfurter Mehrheit wahrlich damit nur der Demokratie huldigen, Bismarck aber lediglich

den nationalen, alldeutschen Reichsgedanken fördern wollen. Der größte Unterschied zwischen den Urkunden von 1849 und 1871 zeigt sich im Umfange des Reichsgebiets; verhängnisvoll erwiesen sich die ersten Paragraphen der Verfassung von 1849, die sich über den Umfang des neuen Reiches aussprachen und Bestimmungen darüber enthielten, wie sich ein Teil desselben, der auch nichtdeutsche Provinzen besäße, da zu benehmen habe. Es war dies klar auf Österreich gemünzt. Dessen Kaiser hätte da nur durch Personalunion seine deutschen, dem Reiche angehörenden Provinzen — und dazu rechnete man auch Böhmen, Mähren, Krain, Istrien — mit den andern slawischen und ungarischen verbinden können; er hätte sich sogar für eine bestimmte Hälfte in bezug auf seine Residenz und persönliche Regierung entscheiden müssen und den andern Teil nur durch Stellvertreter regieren lassen können.

Damit ist eine der schwerwiegendsten Fragen berührt, die damals das Frankfurter Parlament, aber auch die Einzelregierungen zu beschäftigen hatte, das künftige Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich.

Es war natürlich, daß beim freudenvollen, vielversprechenden Anfange der 1848er Bewegung die liberaldenkenden Männer der bürgerlichen Gesellschaft von einem Gemeinsamkeitsgefühl bewegt waren, das aber, wie wir in Österreich bereits gesehen haben, durch nationale Sonderung rasch durchkreuzt worden ist. Als national am wenigsten lebhaft empfindend — Österreichtum und Deutschtum vereinend — fanden wir die Deutschen Österreichs. Der nationale Einschlag, den die Bewegung in Deutschland erzeugte, fand darum hier auch am wenigsten Widerhall; als etwas Selbstverständliches hatte man die Verbindung mit Deutschland hingenommen, war sie ja auch so farblos und verblaßt gewesen, daß nur selten ein Österreicher daran erinnert wurde, daß auch er zum Deutschen Bunde gehöre. Im übrigen hatten Sitte, Sprache ihn dort weit genug von der großen Mehrheit der deutschen Brüder geschieden, daß er die Entfremdung keineswegs mehr unliebsam empfand. Als nun die Zusammengehörigkeit jetzt durch die Teilnahme am Frankfurter Parlamente wieder stärker dokumentiert werden sollte, hielt man es wohl für seine Pflicht als Deutscher sie zu betonen, ohne aber im entferntesten jene Hoffnungen daran zu knüpfen, wie die Stammesgenossen jenseits der schwarzgelben

Grenzpfähle. Denn man hatte auch eine eigne Verfassung, ein eignes Parlament erhalten: für den Österreicher bedeutete darum Frankfurt keineswegs das Um und Auf des neuen politischen Lebens.

Ja, eine Neuumbildung der alten Verhältnisse konnte sich der Österreicher doch nur so denken, daß seinem Kaiser die führende Rolle dort wieder zufallen müsse, daß auch er eine Art Ehrenrang unter den deutschen Brüdern einnehmen werde, der aber sonst zu nichts verpflichten und seiner sonstigen Selbständigkeit in nichts zu nahe treten dürfe. Wurde ja der österreichische Bauer direkt damit geschreckt und von der Wahlbeteiligung am Frankfurter Parlamente abgehalten, daß man ihm sagte, es werde noch ein andrer Kaiser über dem österreichischen eingesetzt werden, dem er auch würde Steuern zahlen müssen, Dinge, die bei aller Übertreibung eines gewissen realen Untergrundes nicht entbehrten.

Wenn man darum im Völkerfrühlinge in Wien die deutsche Trikolore hißte, so war damit mehr das Symbol der Freiheit gegenüber den alten Regierungen gemeint, die jene verfolgt hatten, als etwa ein Aufgehen in Alldeutschland. Mit feinem Instinkte schreibt darüber der Dichter Friedrich Hebbel, der damals die Augsburger Allgemeine Zeitung mit Wiener Berichten versorgte: „Die lieben Österreicher, sie sinnen jetzt darüber nach, wie sie sich mit Deutschland vereinigen können, ohne sich mit Deutschland zu vereinigen. Das wird schwer auszuführen sein, ebenso schwer, als wenn zwei, die sich küssen wollen, sich dabei den Rücken zu kehren wünschten." Mit sehr unklaren Absichten sind dann die österreichischen Abgeordneten nach der Mainstadt gegangen und hierselbst fanden sie ihre Kollegen um nichts gescheiter. Es gab verschiedene Möglichkeiten: man nahm Gesamt-Österreich in den neuen Bundesstaat auf, das war ein Unding; was wollte man mit den vielen Millionen Nichtdeutscher tun, vorausgesetzt selbst, daß diese sich gutwillig aufnehmen ließen. Wurden doch damit allein die Reibungsflächen mit auswärtigen Mächten Rußland, Türkei, Italien verzehnfacht. Oder man nahm nur die bisher zum Deutschen Bunde gehörigen Provinzen wieder auf; was mußte das für ein Wirrwarr für Österreich selbst geben, das ja von jetzt ab ebenfalls parlamentarisch unter Mitwirkung aller Völker und Stämme regiert werden sollte; was würden Polen, Ita-

liener, Tschechen dazu sagen, daß sie mit Geld und Blut für ein Reich aufkommen mußten, dem sie sich völlig fremd fühlten. Bisher waren sie eben unter absolutistischer Regierungsform darüber nicht gefragt worden und der Deutsche Bund war ja auch etwas so Wesenloses gewesen, daß jene Übelstände gar nicht zum Ausdruck gekommen waren.

Es gab endlich noch ein drittes, das aber nur wenige zu äußern den Mut hatten, darunter freilich kein Geringerer als Gagern selbst: Österreich einfach auszuscheiden; um dann aus dem engeren deutschen Bundesstaate und dem selbständigen Österreich einen eignen weiteren Bund zu schaffen: ein Rezept, das Bismarck durch Ausschluß Österreichs anno 1866 und durch das deutsch-österreichische Bündnis von 1879 genau befolgt hat. Diese Kleindeutschen, wie sie zum Unterschiede zu den mit Österreich gehen wollenden Großdeutschen genannt wurden, mußten in logischer Entwicklung ihres Gedankens bei der Vorherrschaft Preußens im engeren Deutschen Bunde enden, was nun sofort den Gegensatz zwischen ihnen und den Österreichfreunden noch mehr verschärfte. Zum großen Unglücke für die Entwicklung der Frankfurter Dinge behielten die Anhänger Groß-Deutschlands die Oberhand, viele in dem klaren Bewußtsein, damit vielleicht den Zerfall Österreichs, die Trennung in einen deutschen und nichtdeutschen Teil und Heimfall des ersteren an Deutschland zu beschleunigen. Sie bedachten dabei nicht, daß sie damit ebenfalls einen bedeutenden Prozentsatz von Slawen (in Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten, Krain), von Italienern (in Triest, Istrien, Tirol) in den Kauf bekommen hätten, sie bedachten aber auch vor allem nicht, daß alle diese Länder mit den andern viel zu lange in Verbindung gestanden waren, um einen solchen Zerfall ohne furchtbare Kämpfe durchzuführen, daß in Österreich eine machtvolle Dynastie seit Jahrhunderten herrsche, die in Armee, Geistlichkeit, Beamtenstand eine eigne Heeresmacht sich geschaffen hatte und nun und nimmermehr freiwillig eine Selbstverstümmelung vornehmen werde. Denn immer wieder muß betont werden, daß eben jetzt himmelweit andre Verhältnisse geschaffen werden sollten, als im seligen römischen Reiche, im eben verblichenen Deutschen Bunde, daß, was bisher getaugt hatte, in Zukunft nimmer taugen konnte. Es ist ein schwerer Fehler der Österreicher in Frankfurt gewesen, daß sie ebenfalls für diesen

Unterschied keine Augen hatten und nicht selbst auf eine reinliche Scheidung gedrungen haben, sondern an der unklaren Vergangenheit festhielten. So konnten jene Paragraphen in Frankfurt Reichsgesetz werden, von denen bereits die Rede war, und die ganz unannehmbar waren für das Reich Österreich. Solange hier keine zielbewußte mächtige Regierung vorhanden war, wurde dazu nicht Stellung genommen; ganz anders, als in Österreich die Zustände besser wurden, der Wiener Aufstand niedergeworfen wurde, in Italien Radetzky siegreich blieb und auch in Ungarn die Dinge einen freundlichen Anblick bekamen. Schon Kaiser Franz Josef verkündete bei seinem Regierungsantritte am 2. Dezember, er hoffe, es werde gelingen, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen.

Das Ministerium Schwarzenberg — Bach — Stadion, das gleichzeitig ins Amt trat, machte bald kein Hehl daraus, daß es die Frankfurter Beschlüsse nur insoweit für verbindlich erachten könne, als die Integrität der Monarchie durch sie nicht berührt werde. Noch immer hoffte man in Frankfurt, das Unmögliche möglich zu machen, noch immer führten die Großdeutschen das große Wort, bei der Beratung über das Oberhaupt des neuen Reiches, die in den Monat Februar 1849 fiel, wurde durch merkwürdige Verbindung heterogener Parteien nicht nur das Erbkaisertum, sondern auch der Kaiser auf Lebenszeit oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren (12, 6, 3) abgelehnt.

Da brachte Österreich selbst die Entscheidung. Wie noch darzustellen sein wird, wurde der konstituierende österreichische Reichstag Anfang März heimgeschickt und dem Donaustaate eine Verfassung oktroyiert für Gesamt-Österreich, mit gewollter Beseitigung der in Frankfurt beschlossenen Teilung in Deutsch und Nicht-Deutsch. Und zugleich forderte Schwarzenberg in einer Note die Aufnahme von Gesamt-Österreich in das neue Deutschland.

Damit waren die Großdeutschen von ihrem Verbündeten selbst geschlagen; nun blieb, wollte man nicht in Frankfurt sich sofort für bankrott erklären, nichts andres übrig als Anschluß an Preußen. Die Folge davon war, daß am 27. März 1849 mit vier Stimmen Mehrheit der erbliche Kaiser der Deutschen als künftiges Oberhaupt bestimmt und am nächsten Tage mit 290 gegen 248 Stimmen der König von Preußen dazu gewählt wurde.

Im Sturme der österreichischen Frage hatte Schmerling, der das Innere mit dem Äußeren noch im Sommer des Vorjahres vertauscht und auch den Vorsitz im Ministerium übernommen hatte, seinen Posten aufgeben müssen, um dann als Bevollmächtigter der österreichischen Regierung nach Frankfurt zurückzukehren; an seine Stelle war von Gagern gekommen, den Eduard Simson im Vorsitze ersetzte. Diesem fiel es nun zu, an der Spitze einer besonderen Abordnung nach Berlin zu reisen, um Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten.

Aus manchen Äußerungen dieses Monarchen hätte man die Überzeugung gewinnen können, daß er niemals eine Krone, die ihm nicht von den Mitfürsten angeboten wurde, die einen revolutionären Ursprung nicht verleugnen konnte, annehmen würde. Mochte man nun hoffen, einer vollendeten Tatsache gegenüber werde er sich anders benehmen, mochte man auf seinen Wankelmut rechnen, mochte man auch nur die undankbare Pflicht bis zum letzten Augenblicke tun wollen: die Abordnung trat ihre Reise an, langsam, wie böse Zungen behaupteten, um nicht am 1. April vor den König treten zu müssen; sie bot ihm am 3. April die Krone an. Die Antwort war zunächst nicht ganz klar und bündig, desto entschiedener war aber die Absage, die dann dem Parlamente am 21. April zuteil wurde.

Es mag Friedrich Wilhelm nicht ganz leicht gefallen sein, diese Entscheidung zu treffen, hätte doch Amt und Würde eines Kaisers der Deutschen recht gut zu seinem Denken und Fühlen gepaßt; aber es war etwas Unmögliches für ihn, diese Krone aus den Händen von Volksvertretern allein anzunehmen, es war auch unmöglich, das ohne Zustimmung der andern Fürsten, besonders aber Österreichs zu tun. Wohl hatte sich Friedrich Wilhelm schon mit der großen Mehrheit der andern deutschen Staaten dahin verständigt, daß die Frankfurter Verfassung nach Möglichkeit ins Leben treten solle, aber das gehörte eben nicht in den Bereich der Möglichkeit. Und mit Gewalt die abseits gebliebenen Fürsten und Österreich zwingen, dazu reichte damals Preußens Macht nicht hin, das widersprach unbedingt dem friedlichen Sinne des Königs, der ja immer selbst davon gesprochen hatte, die Krone gebühre Österreich, er wolle nichts andres sein als Deutschlands Schwert, sein Erzfeldherr, das hätte auch nie eine Schöpfung von Dauer gegeben. Unter ganz andern Verhältnissen hat 22 Jahre später Bismarck das äußerste

an Nachgiebigkeit getan, um auf friedlichem Wege das Reich zu schaffen. Es ist darum nur als eine von Friedrich Wilhelms schönen Phrasen zu betrachten, wenn er bedauernd im Gespräche damals sagte, er sei nicht der richtige Mann dazu, Friedrich der Große, ja, der hätte es tun können. Auch Friedrich der Große hätte nicht anders handeln können.

Damit war die Mission der Abordnung erfüllt, damit aber auch die Mission des Parlaments: die Verfassung war fertig, aber wer sollte sie durchführen; das Reich stand auf dem Papier begründet, aber wer würde es bilden; der Erbkaiser war bestimmt, aber wer wollte die Krone annehmen?

Es ist traurig, daß man in Frankfurt nicht sofort würdevoll nach getaner Pflicht auseinandergegangen ist, daß auf die Tragödie noch das Satyrspiel folgen mußte, daß Radikale und Republikaner jetzt erzwingen wollten, was der gesamten Intelligenz des deutschen Volkes nicht gelungen war. Man darf über die Frankfurter Parlamentarier hart urteilen, man darf sie aber mit den freiwilligen Bundesgenossen wie Hecker, Heinzen, Herwegh, Struve, Tzschirner nicht in einen Topf werfen.

Gleich zu Beginn der Bewegung in Deutschland war in Baden ein republikanischer Putsch veranstaltet worden, der in der „Schlacht" bei Kandern ein lächerliches Ende fand, bei dem der treffliche General Friedrich von Gagern sein Leben einbüßte. Auch die eintägige Republik in Konstanz zeugte nicht sehr für den republikanischen Enthusiasmus der Süddeutschen; ein paar Tage lang widerstand Freiburg. Diese Drachensaat war aber nicht vernichtet, sie sollte an anderm Orte aufgehen.

Man hatte Frankfurt als Versammlungsort gewählt, weil es eine freie Stadt war, man also mit keiner Fürstenregierung es hier zu tun hatte und weil es überdies sehr zentral gelegen war. Das erstere war aber oft zum Unheil ausgefallen; die Versammlung entbehrte des nötigen Schutzes gegen aufdringliche Volkselemente, die von der Galerie der Paulskirche herab oder von der Straße herein sie zu beeinflussen suchten. Was in der Revolution Frankreichs von 1789 sich so oft gezeigt hatte, trat auch hier zutage: das Überhandnehmen einer kleinen Gruppe von tollen Schreiern über die Hunderttausende von ruhig Denkenden, die aber den Beruf nicht in sich fühlten, mit dem Aufgebot aller Stimmittel, oder gar mit den Fäusten

ihre Überzeugung durchzufechten. An die Linke der Frankfurter Versammlung, die unzweifelhaft eine Reihe sehr sonderbarer Heiliger in sich barg, die die Unruhe von Beruf aus förderten, weil sie in ruhigen Zeiten zu nichts gut waren, schlossen sich diese Straßenelemente an. Grundfalsch ist es aber, darum die ganze Linke zu schmähen und herabzusetzen; auch bei ihr gab es Intelligenz, Ehrlichkeit, Überzeugung. Man konnte Demokrat und dabei doch ein sehr ehrenhafter, tüchtiger Mensch sein, wie etwa Robert Blum.

Diese Unruhstifter und ihr Anhang glaubten nun im Monat September ein deutliches Zeichen ihrer Macht geben zu sollen, um die immer mehr nach rechts treibende Versammlung einzuschüchtern. Ein willkommener Anlaß dazu war die Genehmigung des Malmöer Waffenstillstands am 17. September. Ehrlich war die Empörung darüber in der Paulskirche — so notwendig der Beschluß auch war —, gekünstelt und ausgebeutet war sie es außerhalb. Am nächsten Tage, dem 18., sollte es zu einem großen Aufstande kommen; Tausende sammelten sich, Barrikaden wurden errichtet, die mißliebigen Abgeordneten der Rechten Lichnowsky und Auerswald ermordet; nur die vorausschauende Energie des Ministers Schmerling retteten Stadt und Parlament: auch dieser zweite Anprall war abgewiesen. Unmittelbar daran schloß sich ein weiterer Einbruch Struves aus der Schweiz, von wo er bisher die revolutionäre Propaganda betrieben hatte, nach Baden hinein, der aber nach drei Tagen in Staufen kläglich endete.

Ernster wurde es im nächsten Jahre, doch davon an andrer Stelle; hier bleibt noch übrig die letzten Augenblicke des Frankfurter Parlaments zu schildern. Immer mehr lichteten sich seine Reihen, zuerst wurden die Österreicher, später die Preußen abberufen, ein großer Teil der „Erbkaiserlichen" trat freiwillig aus; zuletzt führte die Linke allein das große Wort und beschloß, die Verfassung um jeden Preis durchzusetzen. Um jeden Preis hieß auch mit Gewalt, mit offenem Kampf gegen die Regierungen. Und da man sich in Frankfurt nicht für sicher hielt, übersiedelte man im Mai nach Stuttgart, um hier vom Herzen Süddeutschlands aus das Reich zu insurgieren; nur etwa hundert Mitglieder bildeten dieses Rumpfparlament unter Vorsitz Dr. Löwes aus Calbe; eine Reichsregentschaft wurde eingesetzt, bestehend aus Karl Vogt, Simon, Raveaux, Schüler und Becher. Das Treiben dieser Herren wurde

aber bald auch der württembergischen Regierung zu bunt, und am 18. Juni, dreizehn Monate nach ihrem Zusammentritte, wurde der Rest der Versammlung zersprengt. Die Aufstände, die sich ihr angeschlossen, haben vollends jede Aussicht auf Verwirklichung ihres Zweckes verhindert. Vergebens versuchte der König von Preußen noch zu retten, was zu retten war; eine Revision der Verfassung in Erfurt im nächsten Jahre mißlang. Österreich, nachdem es zu Hause Ordnung geschaffen hatte, übernahm auch die Ordnung in Deutschland, und stark unterstützt durch Rußland, noch stärker durch die Wankelmut und Schwäche der deutschen Fürsten, erzwang es 1851 die Wiederherstellung des Deutschen Bundes.

Sang- und klanglos wie die erste Bundesversammlung am 12. Juli 1848 ihr Amt in die Hände des Erzherzogs Johann niedergelegt hatte, war dieser im Mai 1849 von seinem dornenvollen Posten geschieden, trat der zweite Bundestag 1851 zusammen.

In herrlichem Aufschwunge war die deutsche Nation an die Vollendung eines Werks gegangen, das des Schweißes der Edlen wert war; es gelang nicht, weil es damals nicht gelingen konnte. Erst mußte der Rivale Preußens, Österreich, in Schach gestellt werden, Preußen mußte sich über seine Mission klar werden, die andern Staaten mußten durch Not und Sorge gebeugt friedlich dem Führer sich unterordnen, im Einklange zwischen Fürsten und Volk mußte das neue Reich zusammengeschweißt werden: „Ein deutscher Kaiser wird nicht auf dem Papiere, sondern auf dem Schlachtfelde geschaffen.“ Doch Ehre, wem Ehre gebührt — die deutschen Professoren und Demokraten sind irre gegangen, aber sie haben Mut und Treue gezeigt, ihr Werk ging nicht verloren.

VI. Das Ende.

Eine Allerseelenstimmung wahrhaftig war es, die die Wiener Anfang November 1848 umfangen mußte, nach der mit Blut und Brand erfolgten Einnahme der Stadt durch Windischgrätz. Überall traf man die Spuren der letzten Kämpfe, Leichen, Ruinen, aufgerissenes Pflaster; Angst und Sorge lauerten im Herzen der Städter, nur langsam kam eine geordnete Versorgung der Stadt zustande; in den ersten Tagen fehlte es an Mehl

und Fleisch, an Holz. Dazu der beiderseits durch die Straßenkämpfe entzündete Zornmut, dem sowohl die Soldaten als die Wiener Demokraten und Arbeiter sich nicht entziehen konnten, und der in der nächsten Zeit noch vielfache Ausschreitungen zur Folge hatte. Zwar hatten viele Tausende von Wienern an den Ereignissen keinen Teil gehabt und eher freudig die Befreiung von der Straßenherrschaft erhofft, allerdings nicht um diesen Preis. Aber wer konnte in den Herzen und Köpfen lesen und wahrhafte Überzeugung von zur Schau getragener Gesinnung scheiden? Denn viele Demokraten beeilten sich nun alle Demokratie abzulegen und schwarzgelb sich zu geben. Wenn früher eine gewisse Sorglosigkeit in der Kleidung, verwilderter Bart, ungeheurer Schlapphut, die brennende Zigarre im Munde verraten sollte, daß der Betreffende zu den unteren Hunderttausend dieser Erde gehöre und mehr köstlichen Idealen als sorgsamer Reinlichkeit nachstrebe, so ward dieser äußere Mensch jetzt rasch umgeändert in den friedlichen Bürger, peinlich rasiert und mit glänzendem Zylinderhute bedeckt — ein Kleidungsstück, das damals wegen seiner demonstrativen Verwendung den Beinamen Angströhre erhielt —, der nur im stillen Kämmerlein sein Pfeifchen schmauchte und keinen höheren Ehrgeiz kannte als wohlgesittet unter den wachsamen Augen der Obrigkeit den Pfad der Tugend zu wandeln. Viel Ekelhaftigkeit und Gemeinheit, dabei auch manche schöne Seite des Volkscharakters, Großmut und Gutmütigkeit, sind damals aufgedeckt worden; Männer sind aus Liebedienerei den Machthabern denunziert worden, dafür ist auch manchem jungen Blut, das vor dem völligen Ruin seines Lebens stand, zum Entkommen aus der Stadt und damit zu neuer Lebensführung verholfen worden. Zum Stadtkommandanten war General Cordon, ein milder ruhig denkender Mann, bestimmt worden, an dessen Stelle aber bald — als er Kriegsminister wurde — General Welden trat, ein verschlossener, sich mürrisch gebender, dabei aber durchaus nicht herzenskalter Mann. Die Untersuchungen, die jetzt zahlreich eingeleitet wurden, fielen wohl dem Kommandanten zur Last, für die Urteile wird man aber noch Windischgrätz verantwortlich machen müssen. Daß nach der Einnahme der Stadt Strafe auf dem Fuße folgen würde, ist begreiflich, und man darf bei objektiver Prüfung des Sachverhaltes wohl sagen, daß in der Regel nur Strafe obwaltet hat, nicht auch zugleich Rache. Ein einziger Fall

könnte da Zweifel erregen. Während es selbstverständlich war, daß Männer, wie Messenhauser, verdiente Züchtigung traf, daß Agitatoren wie Becker und Jellinek und andre gleichfalls der Strafe verfielen, ist die Bestrafung Robert Blums nicht so leicht entschuldbar. Robert Blum und Julius Fröbel waren von der Linken des Frankfurter Reichstages nach Wien gesandt worden; zu welchem Zwecke ist nicht ganz ersichtlich. Es war eigentlich eine Großtuerei dieser Frankfurter Demokratie, daß sie an die Wiener Demokratie Gesandte mit der Botschaft des Vertrauens und der Unterstützung abordnete. Blum hat sich nun seinem Temperamente folgend in den Strudel der Wiener Agitation gestürzt, hat flammende Reden gehalten, zum Widerstand ermuntert, Fröbel sich dagegen weit vorsichtiger verhalten. Auch sie wurden nun von Windischgrätz verhaftet; Blum für schuldig befunden, Fröbel dagegen losgelassen. Am 9. November, es war das erste Todesurteil, das vollzogen wurde, wurde jener erschossen. Ein gesetzliches Hindernis war nicht vorhanden, Blum und seine Kollegen waren nicht als eine offizielle Deputation aus Frankfurt anzusehen — als solche waren ja Welcker und Mosle erschienen —, sie konnten nur als Privatleute behandelt werden. In der Art aber, wie gegen Blum verfahren wurde, der Umstand, daß er als der erste hingerichtet wurde, liegt etwas, das stark argwöhnen läßt, man wollte in Blum nicht den Agitator Wiens, sondern den Parlamentsmann Frankfurts treffen und an einem hervorragenden Mitgliede der Linken Rache nehmen für die mittelbar durch letztere verschuldete Ermordung Lichnowskys und Auerswalds. Man hat diesen Urteilsspruch in Österreich selbst später sehr bedauert und auch Windischgrätz hätte wohl Wochen später mehr unter dem Einflusse seiner christlichen Denkungsart gehandelt. Blum war einer der achtbarsten Vertreter der deutschen Demokratie, der aus geringer Stellung durch eigne Kraft und Lauterkeit der Gesinnung sich zum Volksführer emporgearbeitet hatte: mit Rührung wird man stets seinen Abschiedsbrief an seine Frau lesen.

Ob die andern Todesurteile — wie bei Becher und Jellinek — notwendig gewesen sind, darüber wird sich ebenfalls streiten lassen; daß in der Erschießung Messenhausers, des gewesenen Kommandanten, eine symbolische Sühne liegt, kann man am leichtesten zugeben.

Strenge Nachforschung wurde nach den Mördern Latours gehalten und auch diese, soweit sie zu ermitteln waren, dem Henker überliefert; ob hier nicht auch mancher Mißgriff geschehen ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Nach einer authentischen Zusammenstellung wurden damals in Wien 136 Menschen verurteilt, davon 53 zum Tode; hingerichtet aber 23. Diese Periode des Strafens dauerte bis zum März 1849; und bis dahin dauerte auch die Periode der Beunruhigung der Stadt; speziell vor der ersten Wiederkehr der Revolutionstage hatte man Angst, Ruhe ist erst nach der Oktroyierung der Verfassung eingekehrt; freilich nicht die Ruhe des Friedens, sondern der Überwindung.

Man darf übrigens nicht annehmen, als ob die Bevölkerung Wiens bis dahin in Sack und Asche gegangen wäre; natürliche Zustände kehrten bald zurück; schon in der zweiten Novemberwoche durften die meisten Zeitungen wieder erscheinen, am 13. öffnete das Kärntnertortheater, am 16. das Burgtheater seine Pforten; schönes Herbstwetter lockte die Wiener vor die Tore aufs „Glacis“; Musikweisen erklangen, die leicht bewegliche Gunst der Massen feierte jetzt Jellačič als Helden. Aber dieses leichtfertige Großstadttum, das in Wien noch durch den angeborenen leichtlebigen Charakter des Wieners unterstützt wird, wurde oft durch Erscheinungen unterbrochen, die drohend an den Ernst der Zeit mahnten; vollzogene Urteilssprüche, neue Verhaftungen und Verfolgungen wechselten ab mit hinterlistigen Attentaten auf das Militär. Der kranke Organismus konnte nicht so rasch zur Ruhe kommen.

Mittlerweile wurde in Olmütz an der Befestigung des Staates gearbeitet; der nach Kremsier einberufene Reichstag wurde hier am 22. November eröffnet. Die meisten Mitglieder kamen hin; die einen aus ehrlicher Überzeugung, hier etwas leisten zu können und Österreich neu zu bilden, die andern, um dadurch jeden Zusammenhang mit den Wiener Oktoberereignissen Lügen zu strafen.

Wenige Tage darauf stellte sich ihnen ein neues Ministerium vor unter dem Vorsitze des Fürsten Felix Schwarzenberg. Seine hervorragendsten Mitarbeiter waren Graf Franz Stadion — der treffliche Statthalter von Triest und Galizien — und der in der Revolution emporgekommene Dr. Alexander Bach, der rechtzeitig sie verlassen hatte. Felix Schwarzenberg, einem

der reichsten und mächtigsten Adelsgeschlechter Österreichs entsprossen, hatte bisher als Soldat wie als Offizier die gleichen brauchbaren, aber nirgend hervorragenden Dienste erwiesen. Er war ein Mann der Tat, kaltblütig bis zum Zynismus, in bürgerlichen Dingen ohne Vorurteil, starker Lebemann, mit Verstand und Geist begabt, ganz der Mann nach dem Herzen Windischgrätz'. Diesem, der jetzt in Olmütz am Kaiserhofe die erste Rolle spielte, ist diese Ernennung wohl zuzuschreiben. Bevor aber Ministerium und Reichstag etwas leisten konnten, trat ein Ereignis ein, das vielen überraschend kam. Die Thronentsagung Kaiser Ferdinands. Schon lange hatte sie seine Gemahlin Maria Anna wegen der schwächlichen Gesundheit des Kaisers gewünscht. Auch sonst war seine physische Unfähigkeit zum selbständigen Handeln ein großes Hindernis für die österreichische Politik gewesen. Sein Bruder Franz Karl fühlte sich gleichfalls nicht stark genug zum Regieren, und so fiel die Krone an dessen ältesten Sohn, Erzherzog Franz, der aber erst am 18. August großjährig geworden war. Mit einem neuen Kaiser meinten die neuen Minister könnte man erst wahrhaft Neues schaffen. Wir wissen bereits, daß die ungarischen Dinge hier viel mitgewirkt haben.

Am 2. Dezember fand zu Olmütz der Thronwechsel statt; nach Verlesung der offiziellen Aktenstücke kniete der junge Kaiser vor dem alten nieder, der ihm die Hand aufs Haupt legte und die Worte sagte: „Gott segne dich, sei brav, es ist gern geschehen!" Das Manifest des neuen Kaisers, der sich nicht Franz allein, wie er bisher allgemein genannt worden war, sondern Franz Josef nannte, gleichsam als wollte er nicht nur an seinen Großvater Franz, sondern auch an seinen Urgroßonkel Kaiser Josef II. anknüpfen, besagte in starkem Tone: „Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, aber bereit, unsre Rechte mit den Vertretern unsrer Völker zu teilen, rechnen wir darauf, daß es mit Gottes Beistand und im Einverständnisse mit den Völkern gelingen werde, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen."

Zweierlei war damit verkündet: eine konstitutionelle Staatsform und der Widerstand gegen Sonderungsgelüste, wie sie Italiener, Ungarn, Slawen gehegt. Nur in bescheidener Weise traten die Südtiroler in nächster Zeit hervor mit dem Versuche,

eine provinzielle Sonderstellung ihres Gebietes zu erreichen. Die Ungarn mußten mit der Schärfe des Schwertes bezwungen werden. Die Slawen stellten ihre Sonderwünsche, wie sie in den Prager Adressen zum Ausdrucke gekommen waren, vorerst zurück; einmal um erst wieder am Hofe festen Fuß zu fassen gegenüber den Deutschen, wozu jetzt gute Gelegenheit zu sein schien, da doch ein Teil der letzteren durch die Wiener Ereignisse kompromittiert war; dann war auch der bürgerlich-liberale Einschlag unter ihnen noch stark genug, um über nationale Regungen zu triumphieren. Höchst wichtig schien es ja die Märzerrungenschaften festzulegen; darum finden wir gerade in dieser Zeit Deutsche und Tschechen aus Böhmen oft brüderlich Schulter an Schulter kämpfen; ohne Hindernisse treten die letzteren als Vertreter ihrer deutschen Provinzgenossen in der Verfassungskommission in Kremsier auf, wiederholt finden wir sie als wackerste Vertreter des Freisinns an der Seite der Deutschen.

Im stillen Städtchen Kremsier, jeder lärmenden Einwirkung von außen entrückt, fanden sich die Mitglieder des ersten österreichischen Reichstages wieder zusammen; im dortigen Schlosse des Fürstbischofs von Olmütz tagten sie; die Minister, namentlich Stadion, konnten in rascher Fahrt aus Olmütz, wo der Hof andauernd verblieb, zu den Verhandlungen hineilen. Die wichtigste Tätigkeit entfaltete jetzt der Verfassungsausschuß, aus dreißig Mitgliedern bestehend. Er hatte die Verfassung für den Kaiserstaat zu beraten, die nach dem Manifeste der Regierung die Teilnahme der Völker regeln sollte. Fragen, die noch heutzutage von Wichtigkeit für den Donaustaat sind, wurden dabei aufgerollt: so hat bei den Verhandlungen der tschechische Führer Palacky die Zulässigkeit einer Teilung Böhmens in eine deutsche und eine slawische Hälfte zugegeben. Schließlich blieb man doch an der alten historisch überlieferten Einteilung Österreichs in die bestehenden Kronländer haften, machte aber den sprachlichen Forderungen eine große Konzession, indem man die größeren Provinzen in Kreise zerlegte und zwar unter möglichster Berücksichtigung der Sprachgrenzen, und indem man diesen Gefügen auch eigne Vertretungen, Kreistage, zubilligte. Auch die allgemeinen bürgerlichen „Grundrechte“ vergaß man nicht und stellte hier die verständigen Forderungen nach Gleichheit vor dem Gesetze, Glaubensfreiheit, Freiheit der Wissenschaft,

Sorge für allgemeine Volksbildung unter Berücksichtigung der sprachlichen Minderheiten, Freiheit der Meinungsäußerung, des Vereinsrechts, Sicherheit der Person, des Hausrechts, Petitionsrecht, Schutz des Briefgeheimnisses fest. Hart bestritten vom Ministerium blieb ein Passus der Verfassung, in welchem die Souveränität des Volkes gegenüber einer Willkür von oben festgelegt ward: aber auch die Versammlung blieb fest und hat damit die letzte Schaufel Erde zu ihrem eignen Grabe ausgehoben. Drei lange Monate sind über diese Diskussionen vergangen, kostbare Zeit, deren Wert die in Sicherheit gewiegten Volksvertreter nicht ahnten. Anfang März 1849 war der Entwurf im Schoße des Ausschusses fertig geworden, man rüstete zur letzten Beratung im Plenum, da traf die Versammlung am 7. März wie ein Donnerschlag die Auflösung, zugleich die Verkündung einer Verfassung, die ziemlich eilfertig in den letzten Tagen in Olmütz stark nach fremden Mustern, besonders nach dem belgischen, gearbeitet worden war. Der erste Reichstag Österreichs, die große Errungenschaft der Wiener Märzrevolution, wurde in unwürdiger Form heimgeschickt, ihm zu guter Letzt noch eine derbe Strafpredigt gehalten über Zeitvergeudung durch müßige Debatten. Der Schein des Worthaltens gegenüber dem Manifeste der Regierung vom 2. Dezember blieb gewahrt — aber es war nur ein Schein, denn die Verfassung trat nicht in Wirksamkeit und wurde später am 31. Dezember 1851 von demselben Fürsten Schwarzenberg, der sie erlassen hatte, förmlich wieder zurückgenommen mit der etwas beschämend klingenden Entschuldigung, sie sei überhastet und nicht brauchbar gewesen. Auch die Grundrechte, die konform den Vorschlägen der Kremsierer veröffentlicht worden waren, traf gleiches Schicksal. Daß der Augenblick der Auflösung des Reichstages und der Oktroyierung der Verfassung mit dem Zeitpunkte zusammenfiel, in dem Ende Februar durch den Sieg bei Kápolna die ungarische Rebellion beigelegt erschien, ist wohl zu beachten. Was für Erwägungen weiterhin in Olmütz da maßgebend gewesen sind, entzieht sich noch heute unserm Wissen; das eine steht fest, daß durch den weiteren Verlauf der Revolution in Österreich, besonders durch die unglückseligen Oktoberereignisse, die bürgerlichen Parteien, die im März 1848 jenen Umschwung herbeigeführt haben, so eingeschüchtert waren, daß sie sich nach dem März 1849 die neue Bedrückung von seiten einer

Partei, die sich mit den modernen Ideen durchaus nicht befreunden konnte und darin nur eine Schwächung des alten Österreich sah, ruhig gefallen ließen. Auf den Deutschen blieb die Erinnerung an die Eroberung Wiens lasten, die Ungarn zählten damals nicht, und die Slawen hofften vielleicht durch engen Anschluß an den Hof mehr zu erreichen als durch ein Parlament, in dem sie in vielen Fragen mit der Gegnerschaft der Deutschen und Ungarn hätten rechnen müssen. So endete anscheinend mit einer völligen Niederlage der österreichische Völkerfrühling im Winter des Mißvergnügens der Völker.

Wir werfen einen Blick auf die deutschen Zustände, 1849. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn die Deutschen mit Theoretisieren und Spintisieren aller Art es nicht zu einer republikanischen Partei gebracht hätten, lag ja auch das Beispiel von Frankreich nahe genug zu solcher Verführung. Männer, die von vornherein vor den Fürsten Argwohn hegten und nur vom Volkswillen Ersprießliches hofften, gab es genug; sie fanden schon 1848 es an der Zeit, ihre Ansicht praktisch zu betätigen, sie erhielten Unterstützung von den radikalen Demokraten, denen alle Verhandlungen in den vorhandenen Vertretungskörpern zu blutleer waren. Dem entsprach der Aprilaufstand, der Septemberputsch in Baden von Hecker, Herwegh, Struve, Blind. Wie sehr diese Männer im Grunde mit ihrer Sorge recht hatten, zeigten die Ereignisse: weder von den Fürsten, noch von den Parlamenten war für ihre Zwecke etwas zu erhoffen. So griffen sie im Frühjahr 1849 wieder zur Selbsthilfe. Verschiedentlich, so in Sachsen, unter dem Vorwande, die in Frankfurt festgestellte Reichsverfassung zu erkämpfen; in andern Reichsteilen aber, wie in Baden, wo die Regierung die Verfassung rückhaltlos angenommen hatte, ausschließlich zur Durchführung ihrer demokratischen und republikanischen Wünsche. Hören wir dieselben an. In Offenburg am 13. Mai wird gefordert: Einberufung einer konstituierenden Landesversammlung, die die gesamte Rechts- und Machtvollkommenheit des badischen Volkes vereinigt; Volksbewaffnung auf Staatskosten; Verschmelzung der Armee mit der Miliz; Amnestie; Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit; freie Wahl der Offiziere; unentgeltliche Aufhebung aller Grundlasten; Selbständigkeit der Gemeinden; Geschworenengerichte; Beseitigung der bureaukratischen Verwaltung; Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutze gegen das

Übergewicht der großen Kapitalisten; Abschaffung des alten Steuerwesens, progressive Einkommensteuer; Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden könnte. Dann noch die Reichsverfassung und begreiflicherweise auch Abdankung des Ministeriums Bekk und Ernennung eines neuen, volksfreundlichen. Der Zukunft blieb es überlassen, ob man noch immer, wie unklarer Freiheitsrausch im Vorjahre verlangt hatte, eine Republik „mit dem Großherzog an der Spitze“ haben wolle. Trotz allem wird man auch in diesem Offenburger Programm goldene Körnchen finden, deren Saat später aufgegangen ist. Das ist die Signatur jener Tage, daß immer unter Wust und Unsinn auch lebensfähige Gedanken zum Vorschein kamen.

In Sachsen brach die 1849er Bewegung los. Hier war es im Vorjahre ruhig geblieben; Leipzig hatte mit Ernst und Energie auf einem Märzministerium und den bekannten Märzforderungen bestanden, die Ruhe war gewahrt worden, nicht zuletzt durch den Einfluß Robert Blums. Im neuen Landtag hatten aber bald die rotesten Demokraten die Oberhand erhalten; er bekam die Etikette „Unverstandslandtag“ und sein Motto ward der köstliche Spruch eines Abgeordneten: „Ich kenne die Absicht der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Die Weigerung des Königs, die Reichsverfassung anzunehmen, gab den Radikalen willkommene Gelegenheit loszuschlagen. Tzschirner ward ihr Führer, aber Männer wie Heubner, Gottfried Semper, Richard Wagner, Theodor Mommsen in diese Umtriebe mit verwickelt. Bald spielte der Berufsrevolutionär Bakunin da die Hauptrolle. Am 4. Mai brach der Straßenkampf in Dresden los; über hundert Barrikaden wurden erbaut; man rühmte der von Semper erbauten besondere Festigkeit nach. Der König floh aus seiner Residenz. Preußische Bataillone kamen ins Land, und ihnen, im Vereine mit dem sächsischen Militär, gelang es in den Tagen vom 4. bis 9. Mai in blutigem Kampfe mit schweren Opfern hüben und drüben die Bewegung niederzuwerfen. Das Opernhaus, ein Teil des Zwingers brannten ab; die herrliche Gemäldesammlung war in höchster Gefahr; die Madonna von Murillo und andre Bilder wurden von Kugeln durchbohrt. Bittere Vergeltung kam. Heubner und andre Männer, die eines besseren Loses wert gewesen wären, bevölkerten das Zuchthaus in Waldheim; Professor Biedermann, einer der wackersten Vor-

kämpfer für Deutschlands Einheit, mußte das Land verlassen, und nur durch eilige Flucht entging Richard Wagner einem Todesurteile. Herr von Beust wurde der Lenker des Königreichs, der zum Danke für die geleistete Hilfe einer der heftigsten Gegner des preußischen Königtums geworden ist.

Ziemlich gleichzeitig erfolgten Aufstände in Breslau, Königsberg, Elberfeld, Düsseldorf, Iserlohn — überall wurden die Behörden mit leichter Mühe der Bewegung Herr.

Anders wurde es in der Pfalz und in Baden. In beiden Ländern hatte die deutsche Demokratie ihren eigentlichen Sitz; die Nähe Frankreichs hat da sicherlich mitgewirkt. Durch das Hambacher Fest, im Todesjahre Goethes, war die Pfalz als demokratische Hochburg hervorgetreten; jedenfalls spielte da auch sehr die Unzufriedenheit der Pfälzer mit, an die wenig verwandten Bayern, von denen sie sogar räumlich getrennt waren, gebunden zu sein. Viel näher lag der Anschluß an Baden. In beiden Ländern brach der Sturm Anfang Mai 1849 los. Amand Goegg, Lorenz Brentano, Gustav Struve, Karl Blind, Josef Fickler, Adolf Trützschler, der „General" Franz Sigel sind die Leiter.

Wie gesagt fehlte in Baden jeder Vorwand, für die Reichsversammlung kämpfen zu müssen; nur für demokratische Verfassung begeisterte sich die Delegiertenversammlung des Volksvereins am 12. Mai, die Landesversammlung am 13. Mai in Offenburg. Die wichtigsten Städte des Landes gingen zu den Demokraten über, Mannheim, Bruchsal, Karlsruhe, das Militär fraternisierte mit den Aufständischen, der Großherzog floh, auch die Reichsfestung Rastatt fiel in ihre Hände. Ein Landesausschuß, später eine provisorische Regierung wurden eingesetzt, Baden und Pfalz für militärisch vereinigt erklärt. Die Volkswehr wurde, besonders durch Joh. Phil. Becker, organisiert; Freiwillige strömten zu: Hanauer Turner, Pforzheimer Schützen; eine griechische, eine ungarische, eine polnische Legion entstanden, Zivilkommissare, Kriegskommissare, Sicherheitsausschüsse wurden eingesetzt, das viele in Karlsruhe vorgefundene Geld mutwillig und albern vertan, die französische Republik durch einen eignen Gesandten um Hilfe angerufen; das Polentum glänzte durch zwei Feldherren, Sznayda (Schneider?) und Mieroslawski. Die badische Regierung wendete sich um Hilfe an Preußen, an das Reich. Beides wurde gewährt; zwei preußische Korps unter

Hirschfeld und Gröben, ein paar tausend Reichstruppen unter General Peucker, alles unter dem Oberkommando des Prinzen Wilhelm von Preußen stehend, genügten, um dem Spuk ein Ende zu machen. Eine Insurgierung von Württemberg, Hessen mißlang. Leicht wurde die Pfalz wiedererobert, mit mehr Mühe und viel mehr Blutvergießen erst Baden; die Schlacht bei Waghäusel am 21. Juni entschied, einen Monat später fiel der letzte Platz, in dem sich die Revolution gehalten hatte: Rastatt. Strenge Strafe traf die Friedensstörer; Todesurteile und hartes Gefängnis, aus dem sich mancher, wie Gottfried Kinkel, später befreien konnte; so rasch war das Ganze vorübergegangen, daß Friedrich Hecker, der eilends aus Amerika, wohin er 1848 geflüchtet war, zurückgerufen wurde, erst in Hamburg landete, als schon alles zu Ende war.

Damit kehrte Ruhe in die deutschen Lande ein. Desto aufgeregtere Zeiten hatten aber jetzt die Minister und Gesandten. Preußens Versuch, das Kaisertum ohne Krone für sich retten, d. h. die Frankfurter Verfassung mit gewissen Veränderungen durchzusetzen, wurde mit äußerster Zähigkeit ins Werk gesetzt, scheiterte aber an der Feindschaft Österreichs, an dem Mißtrauen der Kleinstaaten. Solange ersteres durch seine ungarischen Wirren außerstande war energisch aufzutreten, schien zwar jener Versuch gelingen zu sollen. Ein Dreikönigsbündnis Sachsen-Hannover-Preußen nimmt unter gewissen Voraussetzungen eine preußische Spitze in Deutschland an; die Anhänger der erbkaiserlichen Partei — der „Weidenbusch" — aus Frankfurt versammeln sich zu Gotha am 25. und 26. Juni 1849, um für ihr Verfassungswerk Zeugnis abzulegen; die meisten deutschen Staaten verbinden sich mit Preußen zu einer provisorischen „Union"; ein Verwaltungsausschuß wird mit preußischer Führung bestellt und es wird beschlossen, auf Grund des Frankfurter Wahlgesetzes ein Parlament einzuberufen, um die Verfassung zu revidieren; tatsächlich tritt es am 20. März 1850 in zwei Häusern — Staaten- und Volkshaus — in Erfurt zusammen, voll Patriotismus für Preußen und Enthusiasmus für Deutschland. Produktive Tätigkeit konnte es aber nicht mehr leisten, denn schon fehlten alle Vorbedingungen hierfür. Das Dreikönigsbündnis war infolge der bayrischen Weigerung, sich Preußen zu fügen, gescheitert, hatte sich zu einem Vierkönigsbündnis Sachsen-Hannover-Bayern-Württemberg umgestaltet,

direkt gegen Preußen gerichtet. Österreich trat machtvoll auf den Plan, betonte seine Vorrechte, brachte die Union zum Zerfalle und zwang Preußen zu einem Interim, das bereits die Rückkehr zum alten Bundestage vorbereitete. Ein deutscher Fürstenkongreß in Berlin schob das Ende nur kurz hinaus; Verfassungsstreitigkeiten in Kurhessen, in die sich Preußen mischte, komplizierten die Sache, so daß es im November 1850 beinahe zum Kriege Preußens mit Österreich und dessen Freunden kommt; bei Bronzell am 8. November werden fünf österreichische Jäger und ein preußischer Trompeterschimmel verwundet, in letzter Minute schreckt Preußen sehr weise vor dem Kriege zurück und schließt zu Olmütz unter russischer Einwirkung Frieden; im nächsten Jahre erfolgen dann Ministerkonferenzen in Dresden, als deren Resultat, wie schon erzählt, im Mai 1851 der alte Bundestag wieder zusammentritt.

Man hat Olmütz das preußische Canossa genannt, mit Unrecht. Es wäre unendlich töricht gewesen, damals die ganze Großmachtstellung Preußens auf das Spiel zu setzen, um etwas Unmögliches anzustreben. Daß das slawisch-italienische Österreich nicht die Führung in Deutschland haben könne, sondern nur das deutsche Preußen, das mußten erst die kommenden Jahre lehren; Preußen mußte erst einen König und einen Minister erhalten, die den Befähigungsnachweis liefern konnten, daß das Land seiner großen Aufgabe gewachsen war. Damals sah man im Preußentum im besten Falle eine deutsche Polizei, die sich eben in Sachsen, in der Pfalz, in Baden bewährt hatte; aber von einer Polizei wollte man sich nicht regieren lassen; die stellt man in den Winkel, wenn man sie nicht braucht. Die Staatsmänner, die nach 1849 in deutschen Landen verwalten, die von der Pfordten in Bayern, Varnbüler in Württemberg, Dalwigk in Hessen-Darmstadt, Hassenpflug in Kurhessen, Borries in Hannover, Beust in Sachsen, sie haben trotz sonstiger Verschiedenheit in der Auffassung ihrer Pflichten das eine gemeinsam, was sie eng an den Österreicher Schwarzenberg bindet: Haß gegen Preußen. Wenn Herr von Beust in seinen Erinnerungen behauptet: Preußenfeindlichkeit sei damals mehr Vorstellung als Wirklichkeit gewesen[1]), so war es eben eine Vorstellung, die die Wirklichkeit unumschränkt beherrschte. Es

1) Aus dreiviertel Jahrhunderten I. S. 123.

ist der letzte Grenzwall des deutschen Partikularismus, der erstürmt werden mußte, bevor ein großes deutsches Reich entstehen konnte.

Als ein Symbol jener deutschen Tage von 1848/49 erscheint uns die damals geborene, mit emsiger Sorgfalt herangezogene Kriegsflotte; im Oktober 1849 konnte noch Karl Mathy, der treue Badenser Deutsche, die schmucken Schiffe, die braven Seeleute bewundern, vier Jahre darauf wurde sie an den Meistbietenden verkauft! —

Wenden wir uns noch in kurzem Überblicke zu dem Verlaufe der Dinge im übrigen Europa Anno 1848.

Wir wissen bereits, welche Schicksale die Revolution in Italien erlitten hat, wie die früheren Verhältnisse dort wieder zu Recht gesetzt wurden, Ferdinand in Neapel und Sizilien mit Grausamkeit und Willkür weiterherrschte, Pius IX. eine tiefe Lehre aus den Ereignissen zog, daß man nicht mit der Freiheit spielen dürfe, wenn man sie nicht ernstlich wolle. Die kleinen Potentaten in Mittel- und Oberitalien waren gleichfalls unter dem Schutze der österreichischen Bajonette in ihre Residenzen eingezogen und regierten schlecht und recht weiter; Lombardei und Venetien seufzten fort unter dem Doppeladler, ohne gerade in volkswirtschaftlicher Beziehung dazu Ursache zu haben; besonders nach 1849 hat Österreich ernstlich versucht, sein Regiment dort besser zu begründen. Nur im Königreiche Sardinien war unter Viktor Emanuel II. ein neuer Geist eingezogen, der des ehrlichen Liberalismus, der ohne Rückfälle, wie es unter seinem Vater geschehen war, um diese Fahne alle Patrioten scharte, die von einem einigen und selbständigen Italien träumten.

Spanien befand sich unter der schweren Mißregierung der jungen leidenschaftlichen Königin Isabella und ihres nominellen Gemahls und Mitregenten Franz von Assisi-Bourbon. Die wachsende Verarmung des Landes und das willkürliche Günstlingsregiment der Königin ließ auch in Madrid am 20. März 1848 eine Rebellion aufflammen, die aber rasch unterdrückt wurde und im Lande ziemlich spurlos verlief. Auch in andern Ländern, wir haben dessen schon gedacht, wie in Griechenland, Schweden, Dänemark, äußerte sich der Einfluß der Pariser Februarrevolution in seiner mildesten Form, des Personenwechsels in der Regierung. In Griechenland, wo der bayrische Otto herrschte, war das übrigens nur eine Gewohnheitssache, eine

Art politischen Wechselfiebers, das freilich von den auswärtigen Ärzten, den Agenten Frankreichs, Englands und Rußlands immer nur geschürt wurde und den Organismus des Königtums tief schädigte. Schweden in seiner knorrigen Eigenart, mit geringer Industrie und einem starken tüchtigen Bauernstand, bot wenig Spielraum für die Einflüsse, die sich in Mitteleuropa geltend machten. Dänemark war noch überdies durch den Kampf gegen das Ausland, den Kampf um Schleswig-Holstein im Innern gebunden und geeint, den es, unterstützt durch England und Frankreich, sieghaft durchführte.

In Großbritannien und Irland finden wir gleichfalls den Einfluß der Pariser Ereignisse. Reinster und tiefster Not unter der Arbeiterbevölkerung entspringen hier gewalttätige Ausbrüche der Volksleidenschaften in verschiedenen Städten, so in Glasgow, Manchester, Ashton u. a., die sich vom März bis zum August 1848 hinziehen, in keinem Orte aber länger angedauert haben, selbst nicht bei dem sehr bedrohlich aussehenden Tumulte in Glasgow am 5. März. Ein Hauptschlag sollte freilich von den Chartisten in London am 10. April geführt werden. Hunderttausende von Demonstranten wollten sich in einem im südlichen Teile der Hauptstadt gelegenen Parke versammeln und von hier in großartigem Aufzuge eine von Millionen unterzeichnete Sturmpetition vor die Schranken des Parlaments tragen. Weniger gegen das Königtum, als gegen die Herrschaft des besitzenden Bürgertums war diese Demonstration gerichtet. Eine solche Ansammlung von Menschen war nicht ohne Gefahr. Rechtzeitig und energisch wurden Gegenmaßregeln getroffen, deren militärischer Ratgeber der Herzog von Wellington war. Aber nur in letzter Linie sollte das Militär eingreifen, das Bürgertum allein wollte und konnte sich schützen. Wie das in England der Fall zu sein pflegt, wo man der Polizei nicht feindlich oder zumindest gleichgültig und schadenfroh gegenübersteht, meldeten sich über hunderttausend Bürger im weitesten Sinne des Wortes, auch Peers umfassend, die an jenem Tage freiwillig Polizeidienste tun wollten. Unter ihnen finden wir auch den in London in der Verbannung lebenden französischen Prinzen Ludwig Napoleon. Die Versammlung wurde gestattet — der Aufmarsch verboten. So eingeschränkt und besorgt verlief der Tag kläglich für die Chartisten; wenig über 20000 Menschen versammelten sich, die Massenpetition wurde in einer Droschke

vors Parlament gebracht; als dann die nahezu zwei Millionen Unterschriften geprüft wurden, fand man Tausende von einer Hand und die merkwürdigsten Namen unterschrieben, so der der Königin Viktoria selbst. Die Engländer sind sehr stolz auf diesen Tag: freilich ist eine angesagte Revolution leichter zu bekämpfen als eine nicht angesagte. Trotzdem ist ihr Stolz nicht ohne Berechtigung; ihrer weisen Staatsordnung haben sie diese Ruhe im Jahre 1848 zu verdanken: „weil wir Freiheit in der Knechtschaft hatten, haben wir Ordnung in der Anarchie", sagte Macaulay in seiner Weihnachten 1848 erschienenen englischen Geschichte.

Einschneidender war die Wirkung der kontinentalen Ereignisse in Irland, wo eben durch die egoistische Gewaltherrschaft des protestantischen Englands ein wohlpräparierter Boden vorhanden war. Aber auch hier erwies sich die Gewalt der Regierung als groß genug, um den Aufstand, der im Mai ausbrach, in seinen letzten Zuckungen im August zu unterdrücken.

Frankreich haben wir nach dem Sturze des Orleanistischen Königtums unter einer provisorischen Regierung stehend verlassen. Hier machten sich nun soziale Fragen am stärksten geltend. Es war in Paris, wo zuerst das Recht auf Arbeit proklamiert und Nationalwerkstätten eingerichtet wurden, in denen die Arbeiter gegen einen bestimmten Tagelohn vorläufig recht unnütze Erdarbeiten auszuführen hatten: ein Beispiel, das dann von Wien und Berlin nachgeahmt wurde. Begreiflich, daß auf diese Nachricht hin Tausende von Arbeitern aus dem ganzen Lande hier zusammenströmten, um sich den bequemen Verdienst zu erwerben. Es kamen so viele, daß man einen Turnus der Arbeiter einführen mußte; auch die Ruhetage wurden entlohnt, allerdings etwas geringer. Das war nun gar etwas Verlockendes: für Nichtarbeiten gezahlt zu werden; die Menge wurde immer größer, die Zahl der unruhigen Elemente, die das Ganze echt französisch als eine „blague" ansahen, immer gefährlicher, die Kosten für die junge Republik in diesen schweren Zeiten, wo das Steuererträgnis weit hinter dem gewöhnlichen zurückblieb, immer unerschwinglicher. Dazu kam, daß die verschiedenen Parteien und Gesellschaftskreise, die sich zum Sturze der Orleans verbündet hatten, nun um das Fell des Löwen in Zank gerieten: die Legitimisten wollten ihren König Heinrich V., die Republikaner wollten die Republik

behalten — die kleinen Bürger eine konservative, die Arbeiter eine soziale, die Demokraten eine radikale — und im Hintergrund regte sich die Erinnerung an den Glanz des Kaisertums — konnte nicht auch dessen Zeit wiederkehren? Als Träger dieses Gedankens meldete sich sofort der älteste Neffe des großen Korsen, Ludwig Napoleon. Sehr zu seinem Vorteile wurde ihm der Aufenthalt in Frankreich nicht gestattet, in den unruhigen Tagen, die jetzt folgten, brauchte er sich nicht abzunützen; er konnte in der Reserve bleiben.

In der Regierung selbst platzten die Gegensätze der konservativen und radikalen Männer am schärfsten aufeinander; hatte man ja da sogar einen Arbeiter, den Schlossergehilfen Albert aufgenommen, der nun freilich mehr dekorativ wirkte und hinter den theoretischen Führern wie Louis Blanc, Ledru-Rollin ganz verschwand. Wie konnten diese beiden sich auf die Dauer mit Lamartine vertragen, dem hochgestimmten Poeten, der auch als Historiker Dichter blieb, der nur im letzten Augenblicke durch höhere Eingebung bestimmt der Republik beigetreten war? Diese selbst war aber ihr eigner größter Feind, indem sie die finanziellen Schwierigkeiten durch eine Erhöhung der direkten Steuern um 45 Prozent zu heben versuchte. Das entfremdete ihr das Land, so daß die Anfang Mai geschehenen Wahlen, die auf Grund des allgemeinen Stimmrechts erfolgten, eine überwältigende Mehrheit von konservativen Männern, von Gegnern der Republik nach Paris sandten.

Dieser zunehmenden Gegnerschaft versuchten die „Roten" durch Einschüchterung zu begegnen; was 1789 und später so oft gelungen, wurde auch hier wieder versucht, nur waren die Dinge doch jetzt anders: nicht einem verfallenden Königtum standen sie gegenüber, sondern energischen Männern, die für ihren Einfluß, ja für ihre Tasche kämpften. So wurden die Aufstände vom 17. März, 16. April, 15. Mai niedergeworfen. Zum Messen der Kräfte kam es aber endgültig in den Tagen vom 23. bis 26. Juni, in denen unter Leitung des aus Afrika herüberberufenen entschlossenen Generals Cavaignac in furchtbarem Straßenkampfe unter ungeheuren Strömen von Blut die Kraft der „Roten" gebrochen ward: nicht ein Kampf von Volk gegen Königtum, sondern ein Kampf zweier Weltanschauungen im Volke selbst gegeneinander. Zur letzten Veranlassung der Junirevolution waren die Nationalwerkstätten geworden: die

Regierung hatte keine Lust, täglich 200 000 Franken für nichts und wieder nichts zu zahlen, sie beschloß daher, die tauglichen unverheirateten Arbeiter in die Armee zu stecken, die verheirateten zu wirklicher Arbeit, Straßenbauten usw. in die Provinz zu senden. Das war den Proletariern nicht genehm und auch die radikalen Führer wollten sich ihre Gefolgschaft nicht schmälern lassen. So kam es zum Entscheidungskampfe, der Tausende an Toten und noch viel mehr an Eingekerkerten und Verbannten kostete. Auch nach dem Siege behielt Cavaignac eine Art von Diktatur bei, unter deren Schutz die Beratung der neuen Verfassung ruhig vor sich gehen konnte, die ihm aber Gelegenheit gab, durch sein wenig geschmeidiges Wesen sich allgemein unbeliebt zu machen. Die neue Verfassung trat am 12. November ins Leben; sie legte die oberste Gewalt in die Hände eines vom Volke direkt zu wählenden Präsidenten und der Nationalversammlung, die aus 750 Mitgliedern bestand und aus direktem, allgemeinem Wahlrecht entsproß. Sehr eigenartig aber war das Verhältnis zwischen Präsident und Versammlung, es barg viele Konflikte in sich. Als Hauptkandidaten für den Präsidentenposten stellten sich Cavaignac und der im September in fünf Departements zum Volksvertreter berufene Prinz Napoleon dar. Während die entschiedenen konservativen Republikaner für ersteren waren, stimmten alle Gegner desselben, die Monarchisten, die Anhänger des Kaisertums, die roten Republikaner, die Sozialisten für Napoleon. Kaum schärfer lassen sich diese Gegensätze kennzeichnen, als durch die Worte eines hervorragenden Wählers: „Cavaignac ist das Gewisse, Napoleon das Unbekannte. Ich stimme für das Unbekannte.“ Allen erschien überdies Napoleon als ein wenig gefährlicher Mann, von dessen wirklicher Bedeutung nur die wenigsten eine Ahnung hatten, den alle Parteien nur als gefälligen Platzhalter betrachteten, der bald einem Heinrich V. oder einem Orleans oder einer sozialen Republik Raum geben würde: die wenigsten ahnten, daß er unter überaus geschickter Ausnützung der Verhältnisse, besonders der Fehler der Nationalversammlung, am 2. Dezember 1851 die bestehende Verfassung, die ihm keine zweite Amtsperiode zugestand, ändern und genau ein Jahr darauf durch Wachrufung der imperialistischen Erinnerung in Frankreich sich zum Kaiser der Franzosen machen würde. Die französische Revolution war durch die konservative

Republik, unter Cavaignacs Beihilfe, niedergeschlagen worden; als ein neues Aufflackern derselben, allerdings innerhalb gesetzlicher Formen, kann man die Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten bezeichnen, die am 10. Dezember 1848 mit $5^1/_2$ Millionen Stimmen gegen 2 Millionen erfolgte, von welch letzteren $1^1/_2$ auf Cavaignac gefallen waren.

Wie einst der große Napoleon der Vollender der großen französischen Revolution gewesen ist, so wurde auch sein Neffe durch sie emporgetragen und wurde ihr Erbe.

Nichts kann aber charakteristischer für den Verlauf der 1848er Bewegung sein, als diese Wahl Ludwig Napoleons: die siegreiche Freiheit schmiedet sich selbst die Waffe, mit der sie geknechtet werden soll. Eine große mächtige Volksbewegung kann für den Augenblick die Ketten abstreifen; sie ist aber nie imstande, dauernde Verhältnisse zu schaffen. Durch die staatszerstörenden Elemente, die sie stets frei macht und benützen muß, erleidet sie den größten Schaden, bereitet ihren eignen Untergang vor und formt sich neue Ketten. Freilich verloren sind die Tage der Empörung nicht, vergeblich sind die Opfer nicht, die gebracht wurden. Unmerklich vollzieht sich der Umschwung, vollzieht sich die Umbildung des Staatsgefüges — spätere Generationen ernten, was da gesät worden ist.

Überall ist der Gang der gleiche: Sieg der Revolution, Jubel, Glück, Freiheit. Unfähigkeit der Revolution nach der Zerstörung des Alten Neues aufzubauen. Ausschreitungen, Unordnung in der Praxis laufen parallel mit dem ungeschickten Versuche, das Gewonnene theoretisch zu begründen und zu sichern. Erstere bekommen die Oberhand; die alten Regierungen, die im ersten Anpralle alles im Stiche gelassen haben, besinnen sich, geben scheinbar nach; sie werden willkommener dadurch und durch die Rettung der Ordnung. Sie fassen wieder Fuß; mit Gewalt werden die Auswüchse des Radikalismus beseitigt und die alte Richtung ist scheinbar wieder im Amte. Aber nur scheinbar; die furchtbare Lehre ist nicht unverstanden geblieben; neue Ideen laden sich am Regierungstische zu Gast und werden unmerklich die Herren.

Die Zeiten des „patriarchalischen" Eingreifens der Regierungen in das Privatleben der Untertanen sind vorüber. Das Rauchen auf der Straße, der wilde Vollbart werden nicht mehr als unanständig, als Zeichen roher Gesinnung gebrand-

markt. Der Freiheit des Individuums wird Rechnung getragen; selbst böse Rückfälle in die absolute Allmacht der Herrschenden, wie in Österreich 1849—59, bleiben nur vorübergehende Erscheinungen, ohne die Fülle von Schrecknissen wie vorher.

Wir haben versucht, die Ursachen der Unzufriedenheit vor 1848 in drei großen Erscheinungsformen zu charakterisieren: die nationale, die bürgerlich-politische, die soziale. Am schärfsten hat die erstere eingegriffen in Italien, in Deutschland, in Österreich — freilich in verschiedener Art; während es sich in den ersten zwei Staaten um ein Zusammenfassen der einen dort existierenden Nationalität zu neuem Staatsgefüge gehandelt hat, ein Versuch, der hier wie dort mißlang, der nur durch gewaltige Kriege gelungen ist Jahre später — in Italien nach 1859, 1866; in Deutschland nach 1866, nach 1870 —, bekämpfen sich im Donaustaate zum erstenmal die verschiedenen hier vertretenen Stämme untereinander: Deutsche, Magyaren, Slawen, Italiener. Es ist bekannt, daß die Lösung dieser Frage bis zum heutigen Tage nicht erfolgt ist und in der Form eines ausschließlichen Sieges einer Nation auch nie erfolgen kann.

Die bürgerliche und soziale Bewegung ist dagegen überall Hand in Hand gegangen; erstere war die führende, die andre die geführte; es mag da der Überzeugung Raum gegeben werden, daß die bürgerliche Partei niemals solche Siege hätte erfechten können, wie sie es tatsächlich damals getan, ohne die Massen der Arbeiter, der Proletarier, die sich ihr angeschlossen haben. Freilich so sehr dieser Anschluß im ersten Stadium erwünscht war, so sehr hindernd und gefährlich war er im zweiten Zeitraume. Den immer umfangreicher und kräftiger auftauchenden Forderungen der sozialen Massen steht das Bürgertum damals ganz ratlos und hilflos gegenüber; die Geister, die es gerufen, will es wieder los werden. Scheu zieht es sich vor den Bundesgenossen zurück und läßt sie den letzten Kampf allein ausfechten, der infolgedessen erfolglos bleibt und durch seine Niederlage dann wieder die schon errungenen Vorteile in Frage stellt.

Verrat, Hinterlist, Erbärmlichkeit haben darum die Demokraten den bürgerlichen Liberalen vorgeworfen, dabei aber ganz übersehen, daß die große Frage, die damals in Fluß gekommen ist, eben nur durch die Initiative, die geistige Leitung des

unzufriedenen Bürgertums die Möglichkeit dazu fand und ohne dieses vielleicht noch Jahrzehnte auf jeden Fortschritt hätte warten müssen. Das Unglück für beide Parteien war, daß überall die einsichtigen klugen Köpfe, die das Mögliche anstrebten, von extremen Heißspornen überflügelt wurden, die sich an eignen hohlen Reden berauschten und Unmögliches verlangten; daß der ruhige Liberalismus durch den wütenden Radikalismus, die auf Besserung ihres Loses harrende Arbeiterschaft durch das sich anhängende, müßige Proletariat aus den Gleisen geworfen wurde. Freilich sind das Erscheinungen, die bei solchen gewaltsamen Eruptionen der Volksleidenschaft stets vorhanden sind und vorhanden sein werden, das liegt in der Natur derselben begründet.

Während der erste äußere Anstoß von Frankreich kommt, bleibt dann für das deutsche Mitteleuropa Wien und seine Bewegung maßgebend. Glorreich war die Märzrevolution, tragisch und traurig die Oktoberrevolution; dazwischen liegen Monate des Herumtastens, darauf folgen Jahre des Rückschrittes, aber endlich bleibt doch der damals geborene Fortschritt Sieger. Nicht verloren blieben jene Grundrechte des Jahres 1848; wurden sie auch zeitweilig außer Kraft gesetzt, werden sie auch heute noch nicht nach dem Buchstaben befolgt, der Geist ist geblieben und wohnt in uns allen. Aus den Gräbern der in jenen Monaten Gefallenen blühen die Blumen einer neuen sozialen Ordnung, die freilich noch immer Millionen von Menschen nicht die richtige dünkt. Es ist kleinlich, die Erinnerung an diese Tage zu hemmen und am Verdienste der Revolutionskämpfer des Jahres 1848 zu nörgeln. Kaum je fand sich eine solche Summe von Begeisterung, Opferwilligkeit, Uneigennützigkeit, Idealismus zusammen, wie dazumal, im Völkerfrühling. Das Gemeine, Niedrige, Rohe, das sich ihm anheftete, muß man brandmarken und verurteilen, man darf es aber vergessen jenem zuliebe.

Unvergänglich wird in der Geschichte leuchten das „tolle Jahr 1848".

Personenverzeichnis.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Janson. Mit vielen Abbildungen. Geh. *M.* 1.—, geschmackvoll geb. *M.* 1.25.

Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung.

Bau und Leben des Tieres. Von Dr. W. Haacke. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Geh. *M.* 1.—, geschmackv. geb. *M.* 1.25.

Indem uns der Verfasser die Tiere als Glieder der Gesamtnatur zeigt, lehrt er uns zugleich Verständnis und Bewunderung für deren wunderbare Harmonie, die, wie im großen, in dem Zusammenwirken der vielen Tausende von Lebewesen, so auch im kleinsten, in der Zweckmäßigkeit auch der unscheinbarsten Organe, sich erkennen läßt.

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. Mit zahlreichen Abbildungen. Geh. *M.* 1.—, geschmackv. geb. *M.* 1.25.

Will in das Hauptproblem der Astronomie, die Erkenntnis des Weltalls, einführen.

Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. Von Ingenieur Richard Vater. Mit zahlreichen Abbildungen. Geh. *M.* 1.—, geschmackv. geb. *M.* 1.25.

Will durch eine allgemein bildende Darstellung Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken.

Das Eisenhüttenwesen erläutert in acht Vorträgen von Prof. Dr. H. Wedding. Mit 12 Figuren im Text. Geh. *M.* 1.—, geschmackvoll geb. *M.* 1.25.

Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht der Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften u. der Technik. Von Launhardt, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Techn. Hochschule zu Hannover. Mit vielen Abbild. Geh. *M.* 1.—, geschmackvoll geb. *M.* 1.25.

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Die Metalle. Von Prof. Dr. K. Scheid. Mit 16 Abbildungen. Geh. *M.* 1.—, geschmackvoll geb. *M.* 1.25.

Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle nach ihrem Wesen, ihrer Verbreitung und ihrer Gewinnung.

Geschichte. Kunst- und Kulturgeschichte. Volkswirtschaft und Verkehrswesen. Staatswissenschaft. Geographie.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. Mit zahlr. Abb. i. T. Geh. *M.* 1.—, geschmackv. geb. *M.* 1.25.

Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären.



Grundzüge de[redacted]. Sechs Vorträge von Prof.[redacted]mackv. geb. ℳ 1.25.

Beabsichti[redacted]das Verfassungsrecht des deutschen Rei[redacted]tschen erforderlich ist.

Deutsche Stä[redacted] Von Oberlehrer Dr. Heil[redacted].—, geschmackvoll geb. ℳ [redacted]

Stellt die[redacted] die wirtschaftlichen, sozialen und st[redacted] zusammenfassendes Bild von der äu[redacted] der deutschen Städte.

Das deutsche [redacted]den des deutschen Volksgesa[redacted] Bruinier. Geh. ℳ 1.—, [redacted]

Handelt i[redacted]n und Werden des deutschen Volksge[redacted]

Das deutsche [redacted]**chen Entwicklung.** Von Dr. [redacted]f 8 Tafeln. Geh. ℳ 1.—, [redacted]

Eine Darste[redacted] der kulturgeschichtlichen Bedeutung [redacted]sten Zeiten bis zur Gegenwart.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Ja[redacted]**nderte.** Von Dr. Ed. Otto. Mit zahlr. Abb. Geh. ℳ 1.—, g[redacted]ackv. geb. ℳ 1.25.

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens [redacted] der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fü[redacted] Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel de[redacted]hrhunderte darstellen.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800[redacted]**900.** Sechs volkstümliche Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Prof. Dr. Walther Lotz. Geh. ℳ 1.—, geschmackvoll geb. ℳ 1.25.

Erörtert nach einer Geschichte des Eisenbahnwesens insbesondere Tarifwesen, Binnenwasserstraßen und Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. Mit 26 Abb. 2. Aufl. Geh. ℳ 1.—, geschmackv. geb. ℳ 1.25.

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten. Geh. ℳ 1.—, geschmackvoll geb. ℳ 1.25.

Beabsichtigt ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen.